Alexander Otto

»... wie ich mit der Vergangenheit brach«. Kriegserfahrungen und Erinnerungswege des russischen Offiziers Georgij Benua (1914–1920/1966)

1. Einführung

Für gewöhnlich wurden den Absolventen der Pavlovskoe-Militärschule von St. Petersburg ihre Offizierpatente am 6. August (alter Stil) ausgehändigt. Der Abschluss des militärischen Sommerlagers, das jedes Jahr in der Umgebung der Hauptstadt und teilweise gemeinsam mit regulären Manöver-Truppen abgehalten wurde, bot hierfür den passenden Hintergrund. Doch im Sommer 1914 überschlugen sich die Ereignisse. Der Krieg kündigte sich an, und so wurden Georgij Nikolaevič Benua und seine Kameraden bereits Mitte Juli befördert. Man fand auch dieses Mal einen angemessenen symbolischen Rahmen und vollzog die Initiation zum Offizier während einer Parade in Krasnoe Selo in Anwesenheit des Zaren. Es war der letzte Jahrgang der Pavlovskoe-Militärschule, der nach Beendigung der regulären Ausbildung und noch zu Friedenszeiten seine Marschbefehle erhielt. Benua erreichte seine Einheit, das 3. Leibgarde-Infanterieregiment Ihrer Majestät, am 28. Juli und übernahm das Kommando über eine halbe Kompanie (polurota). Nach einer Woche befand er sich in Richtung Warschau auf dem Weg zur Front¹.

Ein halbes Jahrhundert später, etwa um 1963, kehrte Benua aus dem Exil zurück. Die letzten Jahrzehnte hatte er hauptsächlich in Argentinien gelebt, das zu seiner zweiten Heimat geworden war, nachdem er Russland hatte verlassen müssen: Als Angehöriger der ›Weißen Armee‹ im Russischen Bürgerkrieg war er im November 1920 mit den Truppen General Vrangels über die Krim evakuiert worden². Nun erlaubten ihm die sowjetischen Behörden, sich in der im Norden der Unionsrepublik Kasachstan gelegenen Stadt Pavlodar niederzulassen. Dort fand er Anstellung in der Architekturbehörde. Im Alter von knapp 70 Jahren begann Benua einen neuen Lebensabschnitt. Einige Jahre später verfasste er einen autobiografischen Text, der im Organ des Schriftstellerverbandes Kasachstans erschien und zu den weniger bekannten Militärmemoiren aus russischer Feder gehört.

Die Erinnerungen eines repatriierten Sowjetbürgers an seine Zeit als Offizier des Zaren versprechen ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen dem gegenwärtigen Sein und der Vergegenwärtigung der Vergangenheit, umso mehr, als Letztere die existenziellen Erfahrungen des Krieges hervorkehrte. Benuas Kriegserfah-

¹ Georgij [Nikolaevič] Benua, Sorok tri goda v razluki: Vospominanija. In: Prostor. Literaturno-chudožestvennyj i obščestvenno-političeskij illjustrirovannyj žurnal Sojuza pisatelej Kazachstana, Alma-Ata, 1967/9, S. 67–93; 10, S. 77–95; 12, S. 65–81, hier 1967/9, S. 74 f. Allgemeine Anmerkung: Vorliegender Aufsatz entstand aus der Forschungsarbeit im Sonderforschungsbereich 437 »Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit« an der Universität Tübingen, dem der Autor von 2002 bis 2005 angehörte. Sein Dank gilt der dort erfahrenen Offenheit für Interdisziplinarität.

² Ebd., 1967/9, S. 93.

rungen und Erinnerungskontexte stehen im Mittelpunkt der Untersuchung, die eine exemplarische Problembestimmung vorzunehmen sucht: Es geht um Mittel der Interpretation und Grenzen der Interpretierbarkeit von individuellen Kriegserfahrungen, wie sie uns in autobiografischen Erinnerungsquellen begegnen; und es geht um die Einbettung der Erfahrungen in Erinnerungskontexte und um ihre Instrumentalisierung zum Zwecke der Identitätsfindung, also darum, die Wege individueller Erinnerungskonstruktion nachzuvollziehen. Dabei erweisen sich nicht nur kulturwissenschaftliche, sondern, soweit dem Laien verständlich, auch psychologische und neurobiologische Erkenntnisse über das Erleben von (Kriegs-) Gewalt und allgemein über die Entstehung und Veränderung von Erfahrungen und Erinnerungen als nützlich.

Benuas Erinnerungen als Militärmemoiren zu bezeichnen, erscheint auf den ersten Blick nicht gerechtfertigt, da seine Zeit als Offizierschüler sowie im Krieg und im Bürgerkrieg nur einen Teil ausmacht. Doch die Jahre bis zur Emigration bildeten die prägendste Phase seines Lebens, und diese Zeit und zumal seine Kriegserfahrungen, denen etwa ein Drittel des Textes gewidmet ist, dienten ihm als autobiografische Leitinstanz bis in die Gegenwart hinein. Hingegen stellte die Tatsache seiner Repatriierung nach jahrzehntelangem Exil den emotionalen Bezugspunkt der Retrospektive dar. Schon der Titel ist Programm und soll ein wesentliches ihn bewegendes Moment benennen: »Dreiundvierzig Jahre in Trennung« – von der Heimat, wäre zu ergänzen. Der Autor benennt konkrete Gründe für die Veröffentlichung seiner *vospominanija* (Erinnerungen) und vermittelt den Eindruck, die Arbeit daran nicht lange zuvor aufgenommen zu haben. Als er am 21. April 1966 im Zentrum Pavlodars der Einweihung eines Lenin-Denkmal beiwohnte (am folgenden Tag jährte sich der Geburtstag des sowjetischen Staatsgründers), seien ihm, dem einstigen Gegner der Sowjetmacht, sein Glück und seine Verantwortung bewusst geworden und in ihm der Entschluss herangereift, »über mich zu erzählen, über mein Leben, über die Jahre des Umherirrens in der Fremde, darüber, wie ich mit der Vergangenheit brach«³. Die Aufzeichnungen sind in der Vergangenheitsform geschrieben, grob chronologisch geordnet und besitzen vom Zeitrahmen her den Anspruch einer Autobiografie. Dabei handelt es sich um keinen durchstrukturierten, rhetorisch ausgefeilten und zum Zeitdokument stilisierten Text. Der Ich-Erzähler macht thematische und chronologische Sprünge, um in einer weiter zurückliegenden oder der jüngeren Vergangenheit nach Orientierung zu suchen, und dabei geht ihm mehr als einmal der argumentative Zusammenhang verloren. Bei der Niederschrift stützte er sich im Wesentlichen wohl auf sein Gedächtnis. Ein Tagebuch oder andere autobiografische Aufzeichnungen werden nicht erwähnt.

Erste deutliche Konturen des sozialen, kulturellen und politischen Bezugsrahmens von Benuas Erinnerungen wurden während seiner Kindheit gesetzt und werden von der Sozialisation im Kadettenkorps an sichtbar (2). Zu den entscheidenden Erinnerungsleistungen gehörte weiterhin die ›Verarbeitung‹ des Krieges; nachvollziehbar anhand der narrativen Techniken, die dem Leser Erlebnisse und Emotionen vor Augen führen sollten (3). Und schließlich kamen den Kriegserfahrungen bestimmte Funktionen in dem Bemühen um Orientierung und Identitätsfindung zu, in der Herstellung eines ideellen Kontextes, der den Verfasser von der Vergangenheit in seine Gegenwart führte (4). Ergebnisse und Problembestimmungen werden in einer Art interdisziplinären Ausblicks zusammengeführt (5).

³ Ebd., S. 67.

2. Prägungen: Vom Kadettenkorps in die »Kriegsbruderschaft«

Benuas Jugend war zunächst nicht untypisch für einen Offizier seiner Generation verlaufen: sieben Jahre im Kadettenkorps, dann zwei Jahre als Junker auf der Militärschule und schließlich der Weltkrieg. Doch im Unterschied zu den meisten seiner Kameraden von den Offizierschulen überlebte er den Krieg. Ende 1917 infolge einer Verwundung aus der Armee entlassen, reiste er nach Kiev, wo Verwandte von ihm lebten. Er tat den Schritt ins Zivilleben und absolvierte eine Ausbildung als Kraftfahrer und Mechaniker, um sich nach einigen Monaten erneut zu reorientieren und der Weißen Armee anzuschließen. Der Krieg endete für ihn mit der Flucht aus der Heimat⁴.

Bis zu Benuas Eintritt in die Kadettenanstalt im Alter von etwa zehn Jahren verfügen wir über nur spärliche Informationen über sein Leben und seine Erfahrungen. Die Familie der Benua war französischer Abstammung und Ende des 18. Jahrhunderts nach Russland gekommen. Einige ihrer Mitglieder machten sich in der russischen Architektur und Kunst einen Namen; mehr noch dienten als Offiziere, so dass Georgij die Benuas als »eine echte russische Militärfamilie« bezeichnen zu können glaubte. Mit Blick auf sein Elternhaus entsprach das nur halbwegs den Tatsachen. Der Vater ging verschiedenen Tätigkeiten im Eisenbahn-, Reederei- und Versicherungswesen nach, seit er der Landwirtschaft auf den Familiengütern im Gouvernement Pskov überdrüssig geworden und nach St. Petersburg gezogen war. Immerhin hatte er eine Generalstochter geheiratet. Georgij, 1895 in der Hauptstadt geboren, besuchte dort zunächst eine Privatschule. Doch offensichtlich ließen seine Lernerfolge zu wünschen übrig, weshalb der Familienrat beschloss, ihn der militärischen Zucht zu übergeben, und ihn 1905 in das Erste Kadettenkorps, die älteste russische Lehranstalt für Offiziere, einschrieb. Da sein Vater nicht dem Offizierkorps angehörte, erhielt er kein Stipendium und musste die Familie für die jährlichen Kosten von 450 Rubeln selbst aufkommen⁵.

Nach Abschluss der Kadettenausbildung 1912 entschied sich Benua, in die Pavlovskoe-Militärschule für Infanterie zu wechseln. Diese bildete für viele Absolventen des Ersten Kadettenkorps den nächsten Schritt in ihrer Laufbahn. Nur der kleinere Teil verfügte über ausreichende Schulnoten für eine der Artillerie- oder Ingenieursschulen, in denen die Lernanforderungen höher lagen und stärker auf die bisher erbrachten Leistungen vor allem in mathematischen Fächern geachtet wurde. Beabsichtigte man hingegen, auf eine Kavallerieschule zu wechseln, so war der finanzielle Mehraufwand zu berücksichtigen. Regeln dieser Art bestanden für alle Kadettenanstalten, und wenngleich sich immer wieder Ausnahmen fanden⁶,

⁴ Ebd., S. 87–89, 93.

⁵ Ebd., S. 69.

⁶ Vgl. die Erinnerungen eines ehemaligen Schülers des Zweiten Kadettenkorps (veröffentlicht in der anstaltseigenen Zeitschrift): Mich[ail Konstantinovič] Sokolovskij, *Vo Vtorom Kadetskom korpuse. (1882–1884). Iz vospominanij byvšego kadeta*. In: *Kadet-Michajlovec. Literaturnyj i populjarno-naučnyj žurnal 2-go kadetskogo Ego Imperatorskogo Vysočestva Velikogo Knjazja Michaila Nikolaeviča korpuse* [seit 9 (1912): *Kadet-Petrovec (byvšij »Kadet-Michajlovec«)*. Literaturnyj i ...], No. 8, Sankt-Peterburg 1911, S. 32–38, hier S. 32, 35. Vgl. auch Nadežda Nikolaevna Aurova, *Atmosfera i byt v kadetskich korpusah rossijskoj imperii v konce XVIII – pervoj polovine XIX v.* In: *Voennno-istoričeskaja antropologija: ežegodnik*, 2002. Predmet, zadači, perspektivy, razvitija. Izd. Elena Spartakovna Senjavskaja, Moskva 2002, S. 182–194, hier S. 186.

scheinen sie im Fall des Ersten Kadettenkorps weitgehend eingehalten worden zu sein, wofür sowohl die Erinnerungen Benuas als auch die Anstaltsstatistiken sprechen⁷. Im Vergleich zu den Anwärtern für Artillerie, Pionierwesen und Kavallerie galten diejenigen, die sich mit einer Infanterieschule zufriedengaben, wohl noch zu Benuas Zeiten nur als »gewöhnliche Sterbliche«⁸; mit Blick auf die Masse des Offizierkorps jedoch durften sie sich privilegiert fühlen, denn die Pavlovskoe-Militärschule genoss einiges Ansehen, das nicht zuletzt auf ihrer Lage in der Residenzstadt beruhte, wo die Offizieranwärter Zugang zur »besseren« militärischen Gesellschaft fanden. Benuas späterer Eintritt in ein Garderegiment unterstrich die Tradition, dass die Petersburger – wie auch die Moskauer – Offizierschulen gegenüber den Anstalten in der Provinz Startvorteile boten, weil ihren Absolventen die Einheiten mit den besten Aufstiegschancen am weitesten offenstanden.

Für Offizieranwärter von einer der hauptstädtischen Lehranstalten war es durchaus üblich, das erste Kommando selbst auszuwählen, wobei bei allen Ausnahmen auch hier galt: Je besser die Noten, desto freier die Wahl. Für die Garde jedoch bedurfte es vor allem der Zustimmung durch die Versammlung der Regimentsoffiziere, insbesondere der dienstälteren und Stabsoffiziere. Das Kooptationsrecht bildete eines der zahlreichen und, wie in diesem Fall, häufig ungeschriebenen Sonderrechte, welche die Exklusivität der Gardeoffiziere ausmachten und selbst noch in Kriegszeiten aufrechterhalten wurden. Höhere materielle Vergütungen und Rangeinstufungen sowie raschere Beförderungen machten den Dienst in der Garde prestigeträchtig und versprachen eine aussichtsreichere Karriere als in der Armee. Die Standortvorteile in Petersburg und Umgebung gingen andererseits mit höheren Lebenshaltungskosten einher⁹. Die Benuas zeigten sich wohlhabend genug, um die Laufbahn des jüngsten Sohnes zu alimentieren. Das 3. Leibgarde-Infanterieregiment konnte zwar keine mit dem Preobraženskij- oder dem Semenovskij-Regiment vergleichbare Anciennität vorweisen, aber immerhin auf eine Tradition seit Zeiten Kaiser Pauls I. zurückblicken¹⁰. Es bot sich freilich nicht nur an, weil die Familie dort bereits präsent war und außerdem Beziehungen zum Regimentskommandeur besaß, sondern weil es zudem als weniger kostenaufwendig als andere Gardeeinheiten galt¹¹.

⁷ Benua, Sorok tri goda (wie Anm. 1), 1967/9, S. 69. Russisches Staatliches Militärhistorisches Archiv (Rossijskij Gosudarstvennyj Voenno-Istoričeskij Archiv), f. 725, op. 54, d. 123, l. 3-18ob: Aufstellung der 75 Kadetten der VII. und letzten Klasse des Ersten Kadettenkorps für das Jahr 1905. Von den 15 Notenbesten wechselten 7 auf die Michajlovskoe-Artillerieschule und 2 auf die Pavlovskoe-Militärschule, die insgesamt jedoch über 40 % aller Abgänger aufnahm.

⁸ Nil [Sergeevič] Lykošin, Vo 2-j Spb. voennoj gimnazii. Iz vospominanij 1870–1877 gg. In: Kadet-Michajlovce, 4 (1909), S. 20–24; 5 (1909), S. 25–28; 6 (1910), S. 29–34; 7 (1910), S. 24–28, hier 7 (1910), S. 27 f.

⁹ Allan K. Wildman, The end of the Russian imperial army, 2 vols., Princeton, NJ 1980–1987, vol. 1, S. 7–10; Nikolaj Aleksandrovič Kopylov, Social'no-psichologičeskij portret russkogo oficerstva v gody Pervoj mirovoj vojny. In: Voenno-istoričeskaja antropologija: ežegodnik, 2003/2004. Novye naučnye napravlenija. Izd. Elena Spartakovna Senjavskaja, Moskva 2005, S. 127–140, hier S. 136; Evgenij Jur'evič Sergeev, Predstavlenčeskie modeli rossijskoj voennoj élitj načala XX veka. In: Voenno-istoričeskaja antropologija: ežegodnik, 2002 (wie Anm. 6), S. 237–251; Leonid Efimovič Šepelev, Činovnyj mir Rossii. XVIII–načalo XX v., Sankt-Peterburg 1999, S. 157–160.

¹⁰ Art. *Gvardija* in: Voennaja enciklopedija. Izd. V.F. Novickij [u.a.], t. 7, Sankt-Peterburg 1912, S. 200–204, hier S. 204.

¹¹ Benua, Sorok tri goda (wie Anm. 1), 1967/9, S. 72 f.

Dass der gardistische Kastengeist, der in Zeiten militärischer Professionalisierung nur noch ein ungesunder Anachronismus zu sein schien, nach den Militärreformen unter Kriegsminister Dmitrij Miljutin weiterhin Bestand hatte, lag nicht zuletzt an den im Offizierkorps verankerten Prestigehierarchien, und diese spiegelten sich bereits in den Denkmustern der Junker wider. Gleiches galt für die Identifikation mit der Waffengattung oder dem Regiment. Damit verbunden war ein Zugehörigkeitsgefühl zur Rang- und Hierarchieebene, zum Bereich der Ober- oder Stabsoffiziere beziehungsweise der kommandierenden Offiziere, denn die Aufstiegschancen hingen ja nicht zuletzt von der Einheit ab, in der man diente¹². Solchen identitätsstiftenden Kategorien wird eine weit größere Bedeutung zugeschrieben als einem übergreifenden Korpsgeist, der das Offizierkorps als Ganzes zusammengehalten hätte¹³. Indem sie sich bereits in den Offizierschulen niederschlugen, erfuhren sie wiederum ihre Tradierung. Das Exklusivdenken gegenüber anderen Regimentern und Waffengattungen begegnete den Nachwuchsoffizieren etwa während der Manöver in den Sommerlagern¹⁴ oder bei Theater- und Opernbesuchen in der Residenzstadt. Ein Petersburger Junker berichtete aus den 1870er Jahren, dass nach Bekanntgabe der Kommandos unter den Abgängern neue Fraktionen entstanden. Die *gardejcy* und die *artilleristy* sahen sich bemüht, die *pechotincy*, die in die breite Masse der Armeeinfanteristen eingehen würden, von oben herab zu behandeln. Sie gebärdeten sich bereits als Angehörige ihrer neuen »militärischen Familie«¹⁵. Auch Benua und seine Kameraden waren sich der »großen Ehre« des Gardedienstes bewusst, und spätestens im zweiten und letzten Ausbildungsjahr beschäftigte sie die ständige Frage, wohin sie sich bewerben sollten und schließlich abkommandiert werden würden¹⁶.

Das separierte Gemeinschafts- und Konkurrenzdenken innerhalb des Militärs konnte für ein einheitliches Rollenverständnis des Offizierkorps innerhalb der Gesellschaft nicht förderlich sein. Das an dieser Stelle häufig als Gegenbeispiel angeführte preußische Offizierkorps, in dem eine vergleichbare Hierarchisierung herrschte – an der Spitze die Potsdamer Garde-Garnisonen, am Ende die Armee-regimenter in der Provinz¹⁷ –, demonstriert in der Tat, dass Regimentsgeist einen signifikanten Korpsgeist nicht ausschloss; vor allem jedoch mag es als Beleg dafür gelten, dass ein sozialer und kultureller Wertekanon und eine mehr oder weniger

¹² Jan Kusber, *Krieg und Revolution in Rußland. Das Militär im Verhältnis zu Wirtschaft, Autokratie und Gesellschaft*, Stuttgart 1997, S. 22.

¹³ Hans-Peter Stein, *Der Offizier des russischen Heeres im Zeitabschnitt zwischen Reform und Revolution (1861–1905)*. In: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*, 13 (1967), S. 346–507, hier S. 420–456; Peter Kenez, *A profile of the prerevolutionary officer corps*. In: *California Slavic Studies*, 7 (1973), S. 121–158, hier S. 150–158; Petr Andrejevič Zajončkovskij, *Samoderžavie i russkaja armija na rubeže XIX–XX stoletij. 1881–1903*, Moskva 1973, S. 237 f., 247 f.; Nikolaj Afanas'evič Maškin, *Vysšaja voennaja škola Rossijskoj imperii XIX–načala XX veka*, Moskva 1997, S. 138 f.

¹⁴ A[bert] von Drygalski, *Die Russischen Sommerlager 1884 mit besonderer Berücksichtigung des Lagers von Krassnoe-Selo*. Ein Vortrag gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin, December 1884 von A. von Drygalski, Königl. Preuss. Premier-Lieutenant a.D., Berlin 1885, S. 58.

¹⁵ V[asilij] S[ilyč] Krivenko, *Junkerskie gody. 25 let nazad*, Sankt-Peterburg 1898, S. 68–70, 74.

¹⁶ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 72.

¹⁷ Heiger Ostertag, *Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit*, Frankfurt a.M. [u.a.] 1990, S. 47–55.

eindeutige gesellschaftliche Positionierung einander bedingten. In Benuas militärische Sozialisation wurde ein solcher Wertekanon seitens der Institution zumindest explizit kaum elaboriert. Hält man sich an die normativen Vorgaben der zentralen Militärschulverwaltung, dann sollte das politisch-gesellschaftliche Bewusstsein der Offiziere lediglich einige generelle Leitlinien umfassen:

»Die Erziehung in den Kadettenkorps, lebendig erfüllt von dem Geist christlicher Glaubenslehre und in strikter Übereinstimmung mit den generellen Prinzipien der russischen Staatsordnung, hat das hauptsächliche Ziel, die Zöglingssjugend auf den künftigen Dienst am Herrscher und am Vaterland vorzubereiten – mittels der allmählichen Erzeugung jener wahren Vorstellungen und Bestrebungen in den Kadetten von Kindesalter an, die als festes Fundament aufrichtiger Ergebenheit gegenüber dem Thron, bewussten Gehorsams gegenüber der Obrigkeit und dem Gesetz sowie eines Gefühls für die Ehre, das Gute und die Wahrheit dienen. Diesem Ziel entsprechend, soll die Erziehung im Korps allseitig die physischen und geistigen Fähigkeiten eines jeden Kadetten entwickeln; in richtiger Weise den Charakter ausbilden, Frömmigkeit und Untertanenpflicht tief verwurzeln und die Anlagen dieser sittlichen Eigenschaften, die von vorrangiger Bedeutung in der Erziehung eines künftigen Offiziers sind, unerschütterlich festigen¹⁸.«

Abgesehen von dem Begriff der ›Ehre‹, der, ohne weiter ausgeführt zu werden, im militärischen Kontext natürlich an den Status des Offiziers und Soldaten gebunden war, wurde hier etwas eingefordert, das im Grunde für jeden russischen Untertanen verbindlich war: Pflichtbewusstsein und Ergebenheit gegenüber der orthodoxen Religion, der Autokratie und dem Vaterland. Laut Benuas Erinnerungen waren dies in der Tat die ideellen Bezugsgrößen seiner Kindheit und Jugend, worauf er sich gut vorbereitet zeigte, da er unkritische Loyalität gegenüber dem Zarentum angeblich aus seinem Elternhaus gewohnt war¹⁹. Und sofern er sich bei seiner Rückschau die Frage stellt, wo in der Gesellschaft der Offizier gestanden und wem oder was seine Loyalität gegolten hat, muss er nicht lange nach einer Antwort suchen. Denn die Ereignisse hatten ihn unmittelbar seiner eigentlichen Bestimmung als Offizier zugeführt. Der Krieg nahm und nimmt ihm die Sinnsuche ab.

Allerdings bildet der Krieg augenscheinlich einen Wendepunkt in Benuas Selbstverständnis als Offizier. Das privilegierte Offizierleben, auf das sich bei den Kadetten und Junkern so viele Erwartungen gerichtet hatten, fand ein Ende, bevor es richtig begonnen hatte. Mit einer kleinen Anekdote distanziert er sich gleich zu Beginn seiner Kriegsschilderung von den bizarren Auswüchsen des sozialen und militärischen Standesdünkels. Auf dem Weg zur Front blieb eines der Fuhrwerke zurück, schwer beladen mit dem silbernen Tafelgeschirr der Offiziere. Die Pferde waren das offene Gelände nicht gewohnt, sodass man sie wechseln musste – anstatt sie von überflüssigem Ballast zu entlasten²⁰. Im Weiteren wird deutlich, dass es Benua um mehr geht. Das Dasein im Kreis der Regimentskameraden an sich spielt keinerlei Rolle; es wird schlichtweg unterschlagen. Und selbst das gardistische Elitenbewusstsein verliert sich im Verlauf der Erinnerungen. Als »Selbstein-

¹⁸ Положение о кадетских корпусач, вышочайше утвержденное 14-го февралја 1886 года, Санкт-Петербург 1886, S. 23.

¹⁹ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 70.

²⁰ Ebd., S. 75.

schätzungselite« und »Fremdeinschätzungselite«²¹ vermochte sich das Gardoffizierkorps nur zu behaupten, indem sozial-psychologische Kategorien mit handfesten sozialen und materiellen Inhalten gefüllt wurden. Bei Benua jedoch, anstatt den Bezug zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit herzustellen, die in erster Linie in dem Streben nach Wahrung der Privilegien und sozialen Distanz bestanden hatte, soll das zunächst noch hervorgekehrte Selbstwertgefühl als Gardist nicht sein militärisches oder gesellschaftliches Prestigebewusstsein, sondern sein patriotisches Pflichtbewusstsein demonstrieren²². Alle anderen Loyalitäten, so ein entscheidendes Anliegen, auf das noch näher einzugehen sein wird, treten dahinter zurück. In der Tat bildete der Dienst am Vaterland für jeden Soldaten, ja für jeden Untertanen eine Verpflichtung. Laut dem Manöverhandbuch für den ältesten Jahrgang an Benuas Kadettenanstalt stand die einigende, sozial-ständisch übergreifende Funktion der zarisch-vaterländischen Armee außer Frage: »Die Verteidigung des Thrones und des Vaterlandes ist die geheiligte Verpflichtung jedes russischen Untertanen²³.« Wortwörtlich war dies die Doktrin, mit der zwei Jahrzehnte zuvor das Statut über die allgemeine Wehrpflicht eingeleitet worden war²⁴. Bis in die Militärlehranstalten hinein wehte der Geist der »Brüderlichkeit«, der nach der Vorstellung der ambitionierten Militärreformer die patriarchalischen Verhältnisse in der Armee aufbrechen und integrative Kraft entfalten und so die Armee zur Avantgarde der Nationsbildung werden lassen sollte²⁵. »Alle, die zu dieser heiligen Sache« – der Verteidigung von Thron und Vaterland – »aufgerufen sind, bilden eine große Kriegsbruderschaft – die russische Armee; ihrer aller gemeinsame Sache ist der Kriegsdienst, der allen gemeinsame Name – Soldat²⁶.«

Natürlich sollten die Anstaltszöglinge für ihre Rolle als Vorgesetzte angemessen präpariert und ihnen ein besonderes Pflichtbewusstsein anerzogen werden. Und hierbei war keine interaktive Selbstverortung vom Gemeinen bis zum General in der *velikoe voennoe bratstvo*, der großen Kriegsbruderschaft, sondern Gefügigkeit innerhalb patriarchalischer Strukturen gefordert. Bereits in den älteren Klassen der Kadettenkorps und forcierter dann unter den Junkern der Militärschulen bestand eine formelle Ranghierarchie, und die Rangträger, an ihrer Spitze der *fel'dfel'bel'*, sahen sich mit Autorität gegenüber den Kameraden ausgestattet, wodurch Befehls- und Gehorsamsverhalten eingeübt wurde²⁷. Gemäß der Instruktion der Hauptverwaltung der Militärlehranstalten von 1869 sollten die Schüler »sich

²¹ Günter Endruweit, Elitebegriffe in den Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Politik, 26 (1979), S. 30–46, hier S. 40 f.

²² Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 80.

²³ *Posobie dlja lagernych zanjatij kadet 1-oj roty*. (Ne prodaetsja). Sostavleno po rasporjaženiju Direktora 1-go Kadetskogo korpusa, Sankt-Peterburg 1896, S. 5.

²⁴ *Ustav o vojskoj povinnosti* vom 1.1.1874, abgedr. in: *Reformy Aleksandra II*. Izd. O.I. Čistjakov i T.E. Novickaja, Moskva 1998, S. 338–380, hier S. 338.

²⁵ Joshua A. Sanborn, *Drafting the Russian nation. Military conscription, total war, and mass politics, 1905–1925*, DeKalb, IL 2003, S. 110–112.

²⁶ *Posobie dlja lagernych zanjatij* (wie Anm. 23), S. 5.

²⁷ Ebd., S. 17 f., 21; *Položenie o kadetskich korpusach* (wie Anm. 18), S. 24; A[leksej] D[mitrievič] Butovskij, *Gody moego učen'ja v Petrovskom-Poltavskom kadetskom korpusse*. In: *Pedagogičeskij sbornik*, (1915) 11, S. 315–337; 12, S. 468–495, hier S. 493; Petr Kropotkin, *Memoiren eines Revolutionärs*, Frankfurt a.M. 1969, S. 167; N[ikolaj] Petrovič] Zvezdkin, *Iz vospominanij starogo odnokašnika*. In: *Kadet-Michajlovec*, 2 (1908), S. 34–40, hier S. 36 f.; 3 (1908), S. 38–43, hier S. 39; Krivenko, *Junkerskie gody* (wie Anm. 15), S. 13–19, 63–66.

möglichst oft in einer Lage befinden, in der sie gezwungen sind, ihre Selbstständigkeit und Findigkeit zu zeigen, [...] als Vorgesetzte (als Wachhabende, Dienstälteste des Kommandos, Unteroffiziere) Anordnungen zu treffen und Befehle zu erteilen und die Ausführung ihrer Befehle einzufordern, sorgfältig die erteilten Aufgaben unbedingt in der festgesetzten Frist auszuführen²⁸.« In der Instruktion, die 1900 neu aufgelegt wurde, kommen die restriktiven Absichten zum Vorschein, die das professionelle Selbstverständnis des Offiziers auf seine Funktionen als ein verlässliches Glied in der Befehlskette beschränkten. Die Ausbildung von Initiativkraft und eine eigenständige intellektuelle Entwicklung gehörten nicht zu den Erziehungszielen. Zwar hieß es, schwächere Charaktere unter den Schülern gelte es zu stärken, starke Charaktere nicht zu schwächen; doch für die mehr als einmal angemahnte Selbstständigkeit (*samostojatel'nost'*) blieb nicht viel Spielraum angesichts der Sorgfaltspflicht gegenüber einem Befehl und der Bindung an seine fristgerechte Ausführung. Und auch die Findigkeit (*nachodčivost'*) ließ sich vor diesem Hintergrund kaum als Ermunterung zur Kreativität auffassen, sondern allenfalls als Appell, sich möglichst anständig zu verhalten. Die geforderten Führungsqualitäten beziehungsweise Charakterstärken bestanden in Selbstdisziplin, Zuverlässigkeit in der Ausführung von Befehlen und in der Autorität, sich gegenüber Untergebenen durchzusetzen: nicht *svoevolie*, sondern *sily voli*, nicht Eigenwille und Eigenmächtigkeit, sondern Willenskraft und bewusstes Streben. Damit war der Handlungsrahmen eines Offiziers abgesteckt²⁹. Und selbstverständlich hatte man hierbei nicht die weiterreichende Konnotation von *volja* im Sinn: nämlich Freiheit des Einzelnen, seine Unabhängigkeit im Denken und Handeln. Dies war bereits ein Ausdruck des *svoevolie*. Insofern entsprach das angestrebte Rollenverständnis noch immer dem in den Statuten Peters des Großen verankerten Prinzip der Befehlstaktik, die keinen Ermessensraum lässt, anstatt dem der Auftragstaktik, die das Ziel, aber nicht die Einzelheiten der Befehlsausführung festlegt und zur Führungstechnik in modernen Armeen gehört³⁰.

So wie in der Frage der Handlungsweise die Tradition den Ton angab, verhielt es sich auch in der Frage der ideellen Handlungsgrundlagen, die denkbar einfacher Natur waren. An der persönlichen Bestimmung des Offizier-Soldaten ließ die Institution keinen Zweifel:

»Ein Soldat ist der Diener des Herrschers und des Vaterlandes und ihr Verteidiger gegenüber äußeren und inneren Feinden. Der Stand des Soldaten ist erhaben und ehrenvoll: er dient um der Ehre, des Ruhmes und um des Herrschers und des Vaterlandes willen, und er opfert im Dienst sein Leben, wenn dies erforderlich ist. Um sich seines Standes würdig zu erweisen, muss ein Soldat dem Herrscher und dem Vaterland grenzenlos ergeben sein, sich widerspruchslos seinen Vorgesetzten fügen, geduldig Mühen, Hunger und Kälte ertragen und alle Nöte, die mitunter unausweichlich sind; er muss entschlossen sein und im-

²⁸ Instrukcija opredeljavajušćaja pravila voennogo vospitanija i ustrojstva vnutrennego porjadka v voennych učiliščach, Sankt-Peterburg [1869] 1900, S. 8.

²⁹ Ebd., S. 9.

³⁰ Militärstatut (Ustav voinskij, 1716): Zakonodatel'nye akty Petra I. Pervaja četvert' XVIII v. Izd. Ksenija Aleksandrovna Sofronenko [u.a.], Moskva 1961 (= Pamjatniki russkogo prava, 8), S. 319–356, hier S. 327, Art. 28; Seestatut (Morskoi ustav, 1720): Ebd., S. 467–525, hier S. 492 f., Art. 10.

mer bereit, Kameraden in der Gefahr beizustehen und tapfer in den Kampf zu gehen, ohne sein Leben zu schonen³¹.«

Die institutionellen Vorgaben seiner frühen Sozialisation hätten dem Memoiristen genug Anhaltspunkte geboten, um sich zu beweisen, dass er vor Zar und Vaterland ein Soldat wie jeder andere gewesen war und an ihn keine Erwartungen herangetragen worden waren, die eine initiativ Sinnsuche erfordert hätten. Aber Sozialisation, auch die militärische, ist Interaktion. Erziehung im Sinne eines intentionalen Handelns, einer aktiven Erziehungstätigkeit, bildet nur einen Teil davon, und jegliche Prägungsabsichten und Rollenzuweisungen werden dadurch relativiert, dass Sozialisation bereits durch das soziale Miterleben stattfindet, dass soziale Realität individuell, subjektiv rekonstruiert und gestaltet wird, auf Erwartungen und Motivationen trifft. Laut Benua freilich haben die pädagogischen Mechanismen seiner Kindheit stringent und reibungslos funktioniert, und konsequenterweise blendet er wesentliche Momente seines Daseins als Offizierschüler aus, die diesem Eindruck widersprechen könnten. Offizielle Methoden der Sanktionierung und Disziplinierung, die mit der Reform der Offizierausbildung seit den 1860er Jahren zwar an Schärfe verloren hatten, aber sicherlich nach wie vor bleibenden Eindruck hinterließen, werden nicht einmal erwähnt. Vor allem jedoch macht sich, im Gegensatz zu den Aufzeichnungen vieler anderer Offizierschüler, eine Lücke im Anstaltsalltag abseits der Statuten bemerkbar.

Die interne, informelle Hierarchisierung der Kadetten und Junker gehört zu den spannendsten Aspekten der kollektiven und individuellen sozialen Entwicklung in den Offizierschulen, lässt sich hier jedoch nur in groben Zügen darstellen, zumal sie nicht unter einen einzigen Begriff zu fassen ist³². Einige Bekanntheit erlangte der sogenannte *cuk*, aber von diesem Prinzip der Unterordnung der jüngeren unter die älteren, in der Regel ranghöheren Kadetten abgesehen, konnten Dauer und Erscheinungsformen in den Anstalten unterschiedlich ausgeprägt sein. Keineswegs ist übrigens von einer Art Zivilisationsgefälle von den hauptstädtischen zu den Provinzanstalten auszugehen. Hier wie dort äußerten sich Hierarchien und Machtverhalten in harmloseren Drangsalierungen wie Spottnamen, der Verpflichtung zur Übernahme einfacher Dienstleistungen oder ›Zollzahlungen‹ auf die elterlichen Lebensmittelsendungen, ebenso jedoch in seelischen und körperlichen Demütigungen und Misshandlungen, die teils willkürlich, teils im Rah-

³¹ Posobie dlja lagernych zanjatij (wie Anm. 23), S. 5.

³² Vgl. zum Folgenden aus der Erinnerungs- und Forschungsliteratur: L[judvig] L[judvigovič] Drake, Kadetskij byt 50-č godov. (Otryvočnye vospominanija), Sankt-Peterburg 1911, S. 9; Kropotkin, Memoiren (wie Anm. 27), S. 90–94; Lykošin, Vo 2-j Spb. voennoj gimnazii (wie Anm. 8), 7 (1910), S. 24–26; Zvezdkin, Iz vospominanij (wie Anm. 27), S. 40; Sokolovskij, Vo Vtorom Kadetskom korpuse (wie Anm. 6), S. 32 f.; A[leksej] A[lekseevič] Brusilov, Moi vospominanija, Riga [1929], S. 6 – moderne Edition in dt. Übers. der Ausg. Moskau 1983: Alexej Alexejewitsch Brussilow, Meine Erinnerungen, Berlin (Ost) 1988; Aleksandr Ivanovič Kuprin, Junkera. In: Aleksandr Ivanovič Kuprin, Sobranie sočinenij v šesti tomach, t. 6, Moskva 1958, S. 139–396, hier S. 169–173; Anatolij Markov, Kadety i junkera. Russkie kadety i junkera v mirnoe vremja i na vojne, Buėnos Ajres 1961, S. 98, 102–104; Efim Anatol'evič Komarovskij, Vospitatel'nye aspekty kadetskich tradicij v rossijskich imperatorskich kadetskich korpusah v XIX–načale XX vekov. In: Voėno-istoričeskaja antropologija: ežegodnik, 2002 (wie Anm. 6), S. 195–215, hier S. 198–207; Vladimir Leonidovič Kozevin, Neformal'nye tradicii rossijskoj voennoj školy konca XIX–načala XX vv. In: Ebd., S. 216–228, hier S. 218–224; Zajončkovskij, Samoderžavie (wie Anm. 13), S. 324–326; Stein, Der Offizier (wie Anm. 13), S. 395.

men von Unterwerfungs- und Initiationsritualen verübt wurden. Benuas Schweigen über solche Vorgänge ist berechtigt. Man darf davon ausgehen, dass er sich wie die meisten Zöglinge in die bestehenden Machtverhältnisse einfügte, d.h. er erduldet oder akzeptierte die »Kameradschaftlichkeit«, das *tovariščestvo*, das in anderen Erinnerungen lobende Erwähnung fand, aber eine recht euphemistische Bezeichnung der Verhältnisse darstellte, da es neben Gemeinschaftssinn eben auch Unterdrückung beinhaltete und die eigene Teilhabe daran rechtfertigte. Die Gewalt lag nicht nur aus physischen Gründen zumeist einseitig bei den älteren Schülern; sie stützte sich außerdem auf die militärische Rangfolge und den damit verbundenen Vorgesetztenstatus, und dies war einer der Gründe, warum die informellen Machtverhältnisse häufig einen formellen Anstrich erhielten. Nur bedingt ist darin einer der Freiräume zu sehen, die jede militärische Organisation, will sie als »Modell gelingender Vergesellschaftung« funktionieren, angeblich beithalten muss³³. Denn was letztlich zugestanden wurde, war nicht die Aussetzung der institutionellen Funktionalität, sondern ihre Ausweitung durch die Zöglingsschaft. Diese adaptierte die Mechanismen der Institution und machte sie sich, angereichert durch eine Mixtur aus juvenilen und militärischen Ehrvorstellungen, für eine mehr oder weniger ungestörte, aber deswegen noch nicht autonome Reglementierung zunutze. Hingegen erfolgten Durchbrechungen der informellen Hierarchie, die selten genug waren, eher außerhalb der institutionell vorgeprägten Bahnen. Denn für die Betroffenen war es wenig ratsam, sich beim Stabspersonal zu beschweren, da sich für *donosščiki* (Denunzianten) die Lage eher noch verschlimmerte. Und selbst wenn die Anstaltsobrigkeit gewillt war, die Vorschriften strikt durchzusetzen, blieben die Kontrollmöglichkeiten begrenzt. Der Arm der Institution reichte nicht bis in jeden Winkel des Kadettenalltags.

Die für die Betroffenen häufig bitterböse Spielart von Kameradschaftsgeist besaß also passive wie partizipatorische Elemente und wurde als Voraussetzung für ein Selbstverständnis als Offizier und für das Zusammenleben, aber auch als Garant für den Zusammenhalt des Kadettenkollektivs gegenüber der Institution angesehen. Indem der Memoirist sich von den Interaktionen zwischen Institution, Milieu und »Ich-Identität« unberührt gibt, enttäuscht er vielleicht auf den ersten Blick seinen Interpreten. Vor allem jedoch bleibt die Erinnerung frei von Zweifeln an der Sinnhaftigkeit und Folgerichtigkeit seiner persönlichen Entwicklung. Die stringente, wenig reflektierte Offizierwerdung bis zum Krieg bildet die Prämisse für das im Grunde nicht in Zweifel gezogene Offizierdasein während des Krieges. Die nicht angezweifelte Kollektivität korrespondiert mit der Zurückhaltung hinsichtlich persönlicher Erlebnisse im Anstaltsalltag und letztlich mit dem Wunsch, sich in der großen Waffenbruderschaft wiederzufinden. In dieser sollten nicht nur die Kategorie des Individuums, sondern auch hierarchische und soziale Schranken aufgehoben werden.

Entsprechend bescheiden gibt sich Benua, wenn es um eigene Verdienste als Kriegsteilnehmer geht. Ehrungen und Beförderungen vermerkt er mehr, als dass er sie hervorhebt. (Dem Leser vorenthalten möchte er sie gleichwohl nicht.) Die Nachricht von seiner ersten Auszeichnung – mit dem Orden des Hl. Vladimir

³³ Thomas Kühne und Benjamin Ziemann, Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte. In: Was ist Militärgeschichte? Hrsg. von Thomas Kühne und Benjamin Ziemann, Paderborn [u.a.] 2000, S. 9–46, hier S. 40 f.

4. Grades – habe er »ohne besondere Begeisterung« entgegengenommen³⁴. Und bei den übrigen, insgesamt spärlichen Beispielen von Heldentum und vorbildlicher soldatischer Pflichterfüllung stellen durchweg einfache Soldaten die Protagonisten vor. In einem Fall handelte es sich um einen Gefreiten Petrov aus dem Gouvernement Pskov, in einem anderen um einen Tataren namens Tuljabaev aus dem Gouvernement Kazan', der anschließend auf Benuas Initiative hin zum Gefreiten befördert wurde³⁵. Natürlich ist dies ein recht simples Verfahren selektiver Erinnerungsarbeit, zumal wenn man die Verachtung und brutalen Misshandlungen bedenkt, die häufig die einfachen (bäuerlichen) Soldaten von ihren vorgesetzten (adligen) Offizieren zu gewärtigen hatten. Doch die Erinnerung fügt sich in die institutionellen Rahmenbedingungen der Offizierwerdung, an denen der Memoirist sich hier orientiert. Die Nöte der Bauern standen nicht auf den Lehrplänen. Aus dem Gutsadel stammende Kadetten mochten eigene Erfahrungen gemacht haben, bevor sie noch als Kinder das Elternhaus verließen. Benua fehlten vermutlich selbst solche rudimentären Anschauungen. Während der Ausbildung stellten Kontakte mit der Landbevölkerung eine Ausnahme dar und kamen in der Manöverzeit in der Umgebung der Hauptstadt oder auf Exkursionen vor, wenn man sich für eine kurze Rast bei Dorfbewohnern einquartierte³⁶. Sofern denn das Bauernproblem thematisiert wurde, galt es dank der Abschaffung der Leibeigenschaft im Jahr 1861 als gelöst. In den Anstalten gedachte man »dieses ruhmreichen Ereignisses« mit historischen Vorträgen und Dankgottesdiensten für den »Zar-Befreier« Alexander II.³⁷ Zugleich suchte man die Kriegsbruderschaft aus der sozial-ständischen Wirklichkeit herauszulösen. Ein Beispiel findet sich in der halboffiziellen, von Zöglingen und Anstaltsstab herausgegebenen Zeitschrift des Zweiten Kadettenkorps im Jahr 1908 abgedruckt. Das Gedicht des Schülers der VI. Klasse Ivanov rühmte einen »unbekannten Helden«, einen im Kampf Gefallenen, namenlos und ohne Rang. Möglicherweise beerdigten die »geübten Bauernhände« ihresgleichen, möglicherweise einen Offizier. Wichtig war allein, dass und wofür er sich zum Opfer gebracht hat: Der Held (gerój) reimt sich auf Heimat (rodnój – heimatlich, verwandt)³⁸.

Nicht nur die Institution des Militärs, in ihrem Streben nach einer effektiven Organisation des Soldatseins, sondern auch der Kampf oder Krieg an sich bilden

³⁴ Benua, Sorok tri goda (wie Anm. 1), 1967/9, S. 79 (Zitat), 80, 83, 86.

³⁵ Ebd., S. 78 f.

³⁶ Bericht über eine Exkursion des Zweiten Kadettenkorps 1908 in das nordwestliche Russland: K. Adler, Ėkskursija na Kivač. (Putevye zametki). In: Kadet-Michajlovec, 3 (1908), S. 31–38, hier S. 36–38; 4 (1909), S. 25–30, hier S. 29.

³⁷ Festlichkeiten anlässlich des 50. Jahrestags im Zweiten Kadettenkorps: Chronika kadetskij žizni. In: Kadet-Michajlovec, 8 (1911), S. 39.

³⁸ Bezvestnyj gerój. In: Kadet-Michajlovec, 2 (1908), S. 24. Das zweistrophige Gedicht »Der unbekannte Held« lautet in der Übersetzung: »Soldaten lasen ihn auf, / Als er bereits starb, – / Die blauverfärbten Lippen bebten, / Er flüsterte etwas zu jemandem... / War es ein Abschiednehmen, ein Gebet / Oder nur fiebrige Phantasie?... / Vielleicht erschien vor ihm die Schlacht / Und die Reihe langerwarteter Siege!.. / Plötzlich erzitterte der Körper leicht, / Die Lippen hörten auf zu flüstern, / Auf die Brust fiel der Kopf, – / Und blieb so liegen... // Es heben die Soldaten ein Grab aus... / In den geübten Bauernhänden / Arbeiten rasch die Schaufeln, – / Das Gebet liest ein Mönch... / Nur mit einem Leinen zugeeckt, / Ohne Sarg ist der Verstorbene beerdigt... / Zum Zeichen des Andenkens – ein aufgeschütteter kleiner Hügel / Und es steht ein Holzkreuz... / Niemand weinte um dich, / Unbekannter Dulder-Held, / Nur kleine Regenwolken weinen bisweilen ein wenig... / Ruhe in Frieden[,] unser heimatlicher Recke!..«

»eine Form der Vergesellschaftung«³⁹. Und obgleich es ein heikles Unterfangen darstellt, die Erinnerungen an eine soldatische Gemeinschaft ideell zu unterfüttern, ohne Standesbewusstsein und Ehrgefühl eines adligen Offiziers, der zudem in der Garde gedient hatte, zu verleugnen, stehen Benuas Erinnerungskonstruktionen augenscheinlich auf festeren Füßen, als man zunächst annehmen möchte. Andererseits fügen sie sich auffallend günstig in den sozialen und kulturellen Rahmen, in dem er sich nunmehr erinnert, d.h. in der sowjetischen Gesellschaft der 1960er Jahre. Auch Benuas subjektive Wirklichkeit stand gewiss in Beziehung zu einer gesellschaftlich festgelegten Wirklichkeit⁴⁰. So demonstrieren die Rekonstruktion der vergangenen und das Erleben der gegenwärtigen Wirklichkeit zwei völlig unterschiedliche Wahrnehmungsmuster: Während seine Erziehung einen einseitigen Prägungsprozess darstellte, erfolgt die Erinnerung an sie in einem reziproken Vergegenwärtigungsprozess.

3. Opfer oder Täter? Krieg und Gewalterfahrungen

Im Grunde lässt sich in der Einreihung in eine vom Krieg geschaffene Gemeinschaft eine natürliche soziale Reaktion auf das Erlebte sehen – sowohl während des Geschehens als auch in der Erinnerung. Wie der Augenzeuge und Betroffene und wie schließlich der Memoirist mit ihrem Kriegsschicksal umgingen, sind verschiedene Fragen, die in diesem Fall gleichwohl aus einem Erinnerungskontext heraus beantwortet werden müssen. Benua war ein Kriegsnovize und nur bedingt vertraut mit der Rolle des Vorgesetzten; ein Defizit, das sich zu Beginn womöglich noch wenig bemerkbar machte, denn seine erste Kompanie war überwiegend aus Unteroffizieren und Feldwebeln verschiedener Garderegimenter zusammengesetzt worden. Auch in der russischen Militärführung rechnete man nicht damit, dass der Feldzug länger als einige Monate dauern und noch erfahrenes Stammpersonal, auch zur Rekrutenausbildung, benötigt werden würde⁴¹. Dieser Luxus sollte sich bald rächen. Die Verlustrate unter den Kadern war hoch, gerade unter jüngeren und rangniedrigeren Offizieren. Ende 1915 gehörte nur noch jeder zweite Offizier zu denen, die ihr Patent vor dem Krieg erhalten hatten; zum Zeitpunkt der Februarrevolution war es jeder zehnte⁴². (Zum Vergleich: Von den zu Kriegsbeginn

³⁹ Peter Meyer, *Kriegs- und Militärsoziologie*, München 1977, S. 27.

⁴⁰ Peter L. Berger und Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 1996 (Originalausg. New York 1966), S. 157–160.

⁴¹ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 74 f.

⁴² Zu den zahlenmäßigen Entwicklungen von Offizierkorps und Armee bestehen unterschiedliche Einschätzungen: Kenez, *A profile* (wie Anm. 13), S. 145–148; Wildman, *The end* (wie Anm. 9), vol. 1, S. 100 f., 106 f.; Kopylov, *Social'no-psichologičeskij portret* (wie Anm. 9), S. 127–131, 134–139; Sergej Vladimirovič Volkov, *Russkoe oficerstvo kak istoriko-kul'turnyj fenomen*. In: *Voenno-istoričeskaja antropologija: ežegodnik*, 2002 (wie Anm. 6), S. 165–181, hier S. 173; Gerhard Wettig, *Die Rolle der russischen Armee im revolutionären Machtkampf 1917*. In: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*, 12 (1967), S. 46–389, hier S. 70–73.

aktiven preußischen Offizieren fiel etwas mehr als ein Viertel⁴³.) Benua jedoch hatte Glück. Und anders als die Rekruten, die nun auf den Militärschulen und vor allem den Fähnrichsschulen in viermonatigen Schnellkursen mehr schlecht als recht auf ihre Offizieraufgaben vorbereitet wurden, hatte er wenigstens eine solide, zeitgemäße Ausbildung durchlaufen. Er gehörte nicht zu der militärisch minderwertigen »abscheulichen Miliztruppe«, in die sich die Streitkräfte nach Meinung eines leidtragenden Kommandeurs alsbald verwandelten⁴⁴.

Ob und wie ein verhältnismäßig hoher Ausbildungsstand bei der Bewältigung der Kriegserlebnisse half, ist fraglich. In seiner Erinnerung sieht sich Benua in den typischen Erwartungen junger Offizierschüler. Als die Nachricht vom Attentat in Sarajewo in die Vorbereitungen auf das neue Garnisonsleben platzte, schien es niemals etwas anderes gegeben zu haben:

»Krieg? Diese Wort sprachen wir, die zukünftigen Offiziere, mit Vergnügen aus. Für uns, die wir von Kindheit an im militärischen Geist erzogen worden waren, war der Krieg ein geheimer Traum. Welche Not und Konsequenzen er bringen kann, konnten wir uns nicht denken⁴⁵.«

Der Krieg verlief dann irgendwo zwischen Depression, Pflichtgefühl und gelegentlichem, mitunter sinnlosem Heldenmut. Schon seine »Feuertaufe«, die einige Wochen nach der Abkommandierung an die Front in der Nähe Warschaus stattfand, hielt ein Wechselbad der Gefühle bereit. Zunächst musste er mitansehen, wie das Nachbarregiment von der eigenen Artillerie mit dem österreichischen Gegner verwechselt wurde (aufgrund der ähnlichen Tornister der Soldaten – ein Umstand, den sich Benua später selbst für eine Kriegslist zunutze machte). Unter Beschuss genommen, erlitt es schwere Verluste. Hiernach wandte sich das Geschehen allerdings zum Guten: Der Sieg der zarischen Truppen war »vollständig«, und die anschließenden Verfolgungsgefechte verliefen lehrbuchmäßig. Bei einer Attacke wurde Benua schließlich durch eine Handgranate am Bein verwundet, verlor das Bewusstsein und erwachte erst in der Nacht wieder. Vollkommen allein, erschoss er einen österreichischen Soldaten, der ihm entgegenkroch: »Ich schoß noch einmal, und er schrie auf, verstummte. Ich jubelte: Gerettet!« Wie Benua danach klar wurde, hatte der Gegner ihn gar nicht bemerkt und nur versucht, zu seinen Linien zurückzugelangen: »Armer Soldat oder Offizier, verzeih mir. Ich habe versucht, mein Leben zu schützen. Vielleicht hättest Du an meiner Stelle ebenso gehandelt!« Das blieb nicht der einzige Akt »sinnloser Grausamkeit« an diesem Tag. Noch während er zum Verbandsplatz getragen wurde, erzählten ihm die Sanitäter vom Ende des anderen Kommandeurs der Kompanie, der sich zusammen »mit seinem treuen Zugführer« in aussichtsloser Lage, von seinen Soldaten getrennt und nur mit dem Säbel bewaffnet, auf den abrückenden Gegner gestürzt hatte. Beide waren »auf den Bajonetten« gestorben: »Was für ein beschämender, unsinniger, scheußlicher Tod«, dachte der Verwundete, der von diesem Tag an vor einer Schlacht seinen Säbel ablegte, durch den er sich ohnehin beim Rennen behindert fühlte⁴⁶. Der Krieg hat hier nichts Glorioses. Tod und Verwundung in den eigenen und den feindlichen Reihen sind weder zum Heldentum stilisiert, noch verblassen sie im Ange-

⁴³ Karl Deméter, *Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650–1945*, 4., überarb. und erw. Aufl., Frankfurt a.M. 1965, S. 50.

⁴⁴ Brusilov, *Moi vospominanija* (wie Anm. 32), S. 138.

⁴⁵ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 72 f.

⁴⁶ Ebd., S. 75 f., 80.

sicht des Sieges, den dieser Kampftag gebracht hatte. Das Töten wird nach seinem Sinn befragt. Die Erklärung, die sich findet, das Er-oder-ich-Motiv, ist vermutlich in Erinnerungen aus allen Kriegen anzutreffen, und das Gleiche gilt für das Glücksgefühl, mit dem Leben davongekommen zu sein⁴⁷. Doch das Töten und Getötetwerden war nicht immer unausweichlich. Das Ende des anderen Kompanieführers und seines Unteroffiziers wäre vermeidbar gewesen. Es war kein Vorbild, erfolgte ebenso sinnlos wie selbstverschuldet.

Benua war beides: Opfer und Täter, und er vereint beide Perspektiven in seiner Erinnerung. Es lässt sich keine Diagnose zu dem langfristigen psychischen Leid stellen, das er, zudem er mehrmals verwundet worden war, durch Weltkrieg und Bürgerkrieg erfahren hatte; doch es ist sehr wahrscheinlich, dass sie ihre traumatischen und posttraumatischen Spuren hinterlassen hatten. Und vermutlich wurde er im Anschluss an seine Kriegserlebnisse durch die Flucht aus der Heimat, das jahrzehntelange Exil und selbst durch die Rückkehr in eine wenigstens teilweise fremde Welt von Neuem mit der Verwundbarkeit seiner Seele konfrontiert. Bereits die Gedanken daran bedeuteten eine Belastung, und bei ihrer Bewältigung sah er sich wohl ziemlich alleingelassen. So wichtig der individuelle Erinnerungskontext für eine Beurteilung der Qualität der Kriegserinnerungen wäre, so schwer ist er nachvollziehbar. Grundsätzlich scheint sein Einfluss außer Frage zu stehen. Die Probleme liegen ebenso in der historischen Kontextualisierung von Erinnerungsprozessen wie in deren Analyse selbst. Die an der Erinnerung beteiligten Faktoren lassen sich in keiner Hierarchie der Nachhaltigkeit anordnen, etwa in der Art, dass der aktuelle emotionale Zustand schwerer wöge als die Art des Ereignisses, das erinnert wird⁴⁸. Was wir zunächst sehen, ist das Offensichtliche. So kann man nicht behaupten, Benua schildere das Kriegsgeschehen nüchtern und ohne persönliche Anteilnahme. Anstatt sich dem Fatalismus zu ergeben, zeigt er Empathie. Andererseits sieht er sich in seinen Schuldgefühlen als Opfer von Umständen, die ihm keine Wahl ließen. Das individuelle Leiden im Krieg verlangt zwar eine Rechtfertigung, die sich nicht in der bloßen Tatsache, dass Krieg herrschte, erschöpft; und von dort ist es lediglich ein kleiner Schritt, um der eigenen Person eine individuelle Bedeutung zuzuweisen und sie nicht mehr als bloßes Rädchen in einer allgewaltigen Kriegsmaaschinerie zu begreifen. Jedoch nimmt Benua an dieser Stelle eine eher unschlüssige Haltung ein. Stattdessen kehrt er immer wieder in die unmittelbare Erlebnissituation zurück.

Das Räderwerk des industrialisierten Fortschritts ließ den Krieg freilich zum Leviathan werden, der Benua wie Millionen andere fest in seinen Klauen hielt. Es ist unstritten, inwieweit der Erste Weltkrieg ein totaler Krieg genannt werden kann. Die Varianz der Kategorien, anhand derer Totalität vermessen werden soll, zeigt vor allem eines: die Vielgestaltigkeit des Krieges⁴⁹. Mit Blick auf die waffen-

⁴⁷ Hans Joachim Schröder, Töten und Todesangst im Krieg. Erinnerungsberichte über den Zweiten Weltkrieg. In: *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*. Hrsg. von Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke, Frankfurt a.M. 1995, S. 106–135; Kühne/Ziemann, *Militärsgeschichte* (wie Anm. 33), S. 27 f.

⁴⁸ Daniel L. Schacter, *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*, Reinbek 1999 (Originalausg. New York 1996); Joseph LeDoux, *Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen*, München, Wien 1998 (Originalausg. New York 1996).

⁴⁹ Stig Förster, Einleitung. In: *An der Schwelle zum Totalen Krieg. Die militärische Debatte über den Krieg der Zukunft 1919–1939*. Hrsg. von Stig Förster, Paderborn [u.a.] 2002, S. 15–36; *On the road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Uni-*

technische Modernisierung und ihre Auswirkungen auf dem Schlachtfeld brachte der ›Maschinenkrieg‹ gleichwohl Veränderungen, die ihn von allen präsenten Kriegserfahrungen wesentlich unterschieden. Die Menschen waren nicht nur gezwungen, sich mit neuen Technologien vertraut zu machen und sie zu handhaben, sondern wurden mit einer bisher unbekannten Zerstörungskraft und -geschwindigkeit konfrontiert. Sie erlebten »in einer Minimierung von Zeit eine Maximierung von Destruktion«⁵⁰. Streckenweise galt dies ebenso für die Front im Osten, obwohl die im Vergleich zur anderen Seite des europäischen Kriegsschauplatzes längeren Frontverläufe verhältnismäßig beweglich blieben. Doch auch hier legte man sich, spätestens seit dem Frühjahr 1916, auf eine »Zermürbungsstrategie«⁵¹ fest und kam es phasenweise zu einem Stellungskrieg, in dem die Defensive der Offensive überlegen war beziehungsweise der Kampfverlauf von der schier unerschöpflichen Masse des verfügbaren Waffen- und Menschen-›Materials‹ bestimmt wurde. In der Wahrnehmung Benuas, dessen Einheit im Frühjahr 1915 am Bug stand und schließlich über Brest-Litovsk in Richtung Chełm verlegt wurde, kämpfte die zarische Armee nicht nur mit dem Gegner, sondern zunehmend mit der mangelhaften Ausrüstung. Wie ein roter Faden ziehen sich die ungleichen Voraussetzungen durch die Erinnerungen. Gefühle der Hilflosigkeit, aber auch Mut der Verzweiflung waren die Folgen:

»Die Deutschen verwüsteten unsere Schützengräben mit leichten und schweren Geschossen, und wir waren zu schweigen gezwungen, auf zehn deutsche Schüsse antworteten wir mit einem. Schon Mitte des Jahres 1915 blieb unsere Artillerie ohne Munition. Ich sah, wie nach dem vorbereitenden deutschen Geschützfeuer unsere Artilleristen weinten, wenn sie es nicht schafften, die Toten wegzutragen. Die Deutschen starteten einen Angriff, aber wir, erbittert, Blut und Hass verströmend, gingen wütend zum Gegenangriff über und warfen sie in die Ausgangsstellungen zurück«⁵².

Mancher Historiker mag dem Memoiristen entgegenhalten, dass der Rückstand der russischen Kriegsindustrie bis 1917 mehr als wettgemacht worden sei⁵³. Prominente Zeitzeugen hingegen hätten ihn womöglich unterstützt⁵⁴. Und ebenso wie anderslautende Aufzeichnungen, die vom hilflosen Feuer deutscher Geschützbesatzungen berichten⁵⁵, sind auch unsere mit Vorsicht zu genießen. Benua jedenfalls sah sich als Offizier der Gardetruppen umso stärker in der Verantwortung, die materiellen Schwächen wettzumachen⁵⁶; offenbar ein aussichtsloses Unterfangen,

fication, 1861–1871. Ed. by Stig Förster and Jörg Nagler, Cambridge 1997; Dieter Lange-wiesche, Zum Wandel von Krieg und Kriegslegitimation in der Neuzeit. In: *Journal of Modern European History*, 2 (2004), S. 5–27.

⁵⁰ Peter Knoch, *Kriegsalltag*. In: *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*. Hrsg. von Peter Knoch, Stuttgart 1989, S. 222–251, hier S. 239.

⁵¹ William C. Fuller, Jr., *Die Ostfront*. In: *Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Jay Winter, Geoffrey Parker und Mary R. Habeck, Hamburg 2002 (Originalausg. New Heaven 2000), S. 34–70, Zitat S. 52.

⁵² Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 79.

⁵³ Norman Stone, *The Eastern front, 1914–1917*, 2. ed., London [u.a.] 1976, S. 12–14, 144–164, 238–251, 261 f., 285 f.

⁵⁴ Brusilov, *Moi vospominanija* (wie Anm. 32), S. 138–140.

⁵⁵ Ein Feldpost-Beispiel bei Elena Spartakovna Senjavskaia, *Čelovek na vojne. Istoriko-psichologičeskie očerki*, Moskau 1997, S. 64, 129.

⁵⁶ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 80.

denn angesichts des Charakters des Krieges mündete die technische Unterlegenheit in eine Katastrophe. Während der Brusilov-Offensive gehörte Benuas Einheit zu den zwei Infanterie-Gardekorps, die im Juli 1916 (alter Stil) gemeinsam mit der III. und der VIII. Armee an den Ufern des Stochod in Richtung Kovel' vorstießen. Dem Angriff ging ein stundenlanger Artilleriebeschuss gegen die deutschen Schützengräben voraus, der überraschenderweise kaum Wirkung hinterlassen zu haben schien.

»Um uns herum begann alles zu kochen von den Explosionen der Geschosse und einem Orkan von Kugeln. Es schien, als sei die ganze Luft von Splittern und Kugeln durchdrungen, vor uns, von hinten, von den Seiten wirbelten Erdfontänen auf. Das heißt, jagte es mir fieberhaft durch den Kopf, wir können weder die Feuerkraft noch die physische Kraft der Deutschen niederwerfen?! Doch anzuhalten war bereits nicht mehr möglich. Irgendeine geheimnisvolle Kraft trug uns vorwärts, die Menschen ringsumher schrien auf, fielen, stöhnten, schrien ›Hurra‹. Unsere Reihen schmolzen dahin. Von der plötzlichen Welle des Artilleriefeuers benommene Schützen begannen sich zur rechten Seite davonzumachen, in ein kleines stilles Wäldchen, um sich zu verstecken. In meiner Verzweiflung, dass ich es zu spät bemerkt hatte, wusste ich nichts zu unternehmen und wurde bald darauf Zeuge einer schrecklichen Szene. Gerade als die Männer in das Wäldchen gelangt waren, verwandelte sich dieses in einen kochenden Kessel. Nur wenige kamen dort heraus⁵⁷.«

Um das Ausmaß der Empfindungswelt in derartigen Szenen zu umschreiben, scheint der Begriff ›total‹ angemessen. Doch welches sind die bestimmenden Elemente? Benuas Wahrnehmung der Gewalt und damit seine Kriegserfahrungen wurden von einem Cluster situativer Einwirkungen geprägt. So hängen die psychischen Auswirkungen des Erlebten unmittelbar davon ab, ob sich ein Infanterist dem feindlichen Feuer schutzlos ausgeliefert weiß oder er die Chance sieht, sich kämpfend oder fliehend gegen die Bedrohung zur Wehr zu setzen; denn Kampf und Flucht können als Mechanismen der Stressbewältigung dienen⁵⁸. Insofern ist es von Belang, wie der Betroffene im Moment des Erlebens seine Situation einschätzt. Folgt man der geplagten Erinnerung unseres Memoiristen, dann überwog das Gefühl der Unterlegenheit und, wie in der beschriebenen Kampfszene, der persönlichen Hilflosigkeit, ungeachtet der tatsächlichen Kräfteverhältnisse, die an seinem Frontabschnitt nicht so ungleich waren, wie er behauptet – aber zu etwa 30 000 Mann Verlusten aufseiten der Garde führten⁵⁹. In seiner Erinnerung mischen sich situative, ›objektive‹ Faktoren, auf die er keinen Einfluss besaß, mit seinem Gesamteindruck vom Kriegsverlauf, dem er sich umso wehrloser gegenüber sah. Gegen die Gewalt der Kanonen ließ sich nichts ausrichten. Dem außerordentlichen, unmenschlichen Geschehen zu entgehen, erschien unmöglich. Es dennoch zu versuchen, brachte ein vielleicht noch schrecklicheres Schicksal, in einem monströsen Feuer, einem ›kochenden Kessel‹ (kipjaščij kotel). Die Opfer wurden nicht nur getötet, ihre Körper wurden gänzlich ausgelöscht. Ließen sich nach einem solchen

⁵⁷ Ebd., S. 82 f.

⁵⁸ P. Zimmermann [u.a.], Psychogene Störungen bei deutschen Soldaten des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Eine vergleichende Betrachtung unter psychotraumatischen Gesichtspunkten. In: Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie, 73 (2005), S. 91–101, hier S. 95, 99.

⁵⁹ Stone, The Eastern front (wie Anm. 53), S. 261 f.; Brusilov, Moi vospominanija (wie Anm. 32), S. 208 f.

Kampf noch die Leichen der Kameraden bergen und bestatten? Ließen sich in dem, was übrigblieb, noch der Mensch und seine physische Existenz erkennen? Selbst der Tod und das Miterleben des Todes hatten eine neue traumatische Dimension erhalten⁶⁰. Die menschliche Katastrophe war total. Dieser Teil von Benuas emotionalem Erinnerungskontext scheint unverrückbar.

Wo ohnehin adäquate Worte – oder literarische Mittel – fehlten, mochten die Ereignisse etwas von ihrer Ungeheuerlichkeit verlieren, wenn man sie in vertraute Bilder kleidete. In der literarischen Verarbeitung des Erlebten, in seinen Ausdrucksmitteln, ähnelt Benua anderen Kriegsmemoiristen. Einem deutschen Offizier, der, im gleichen Alter wie Benua, im August 1916 an der zweiten Sommeschlacht teilnahm, gab sich der Himmel als »ein brodelnder Riesenkessel« zu erkennen. Ernst Jünger, von dem hier die Rede ist, haben seine zum Tatsachenbericht stilisierten Kriegserlebnisse, die erstmals 1920 erschienen, berühmt gemacht⁶¹. Viele, die der modernen Tötungsmaschinerie ausgesetzt gewesen waren und ihrer erbärmlichen Lage Ausdruck zu verleihen suchten, bedienten sich der Assoziation mit den Naturgewalten. Hagel, Donner, »Stahlgewitter« oder »Kugelorkan« (uragan pul') – die Metaphern gleichen sich⁶². In dem Irrealen des Erlebten versprach die Natur selbst dort Orientierung zu bieten, wo ihre Gesetze außer Kraft gesetzt schienen⁶³.

Verlässt man die Ebene der Bildersprache, dann zeigen sich konträre Strategien der »Verarbeitung« von Kriegserfahrungen und der inneren Konfliktbewältigung, die sich zu bewussten oder unbewussten Zielsetzungen in Beziehung setzen lassen. Jüngers »Kriegstagebuch« nimmt einen festen Platz im Gewaltdiskurs der Moderne ein. Es diente ihm als Mittel zur Transformation des eigenen Ich, zur Mystifizierung eines modernen (antibürgerlichen), kriegsbereiten und kriegstauglichen Menschen⁶⁴. Auch Benua spricht von der blinden Wut des Soldaten, betont angesichts der Verluste die Moral der Truppe, aber Bilder des Kampftraumas zeichnet er nicht. Stets wahrt er eine gewisse räumliche Distanz, nur in großen Schritten führt er ins Gewaltgetümmel hinein. Details des Tötens, Schilderungen des Nahkampfes, bei dem der Soldat mit den Folgen seines Handelns, dem Moment des Sterbens, unmittelbar konfrontiert wird, mutet er sich und dem Leser nicht zu. Es ist denkbar, dass die »Lücken« der mit zunehmendem Alter in der Regel nachlassenden Erinnerungsleistung geschuldet sind. Andererseits erinnern ältere Men-

⁶⁰ Dazu Wolfgang J. Mommsen, *Kriegsalltag und Kriegserlebnis im Ersten Weltkrieg*. In: *Militärgeschichtliche Zeitschrift*, 59 (2000), S. 125–138, hier S. 128 f.

⁶¹ Ernst Jünger, *In Stahlgewittern. Ein Kriegstagebuch*, Hamburg 1926 (14., überarb. Aufl., ca. 1933), Zitat S. 109. Weitere Natur-Metaphern z.B. S. 89 f., 113 f. Zwei Jahre nach den »Stahlgewittern« erschien »Der Kampf als inneres Erlebnis«, Jüngers zweites für die Stilisierung seiner Kriegserfahrungen wesentliches Werk.

⁶² Beispiele englischer, deutscher und französischer Kriegsteilnehmer: Mary R. Habeck, *Die Technik im Ersten Weltkrieg – von unten gesehen*. In: *Der Erste Weltkrieg* (wie Anm. 51), S. 101–132, hier S. 105, 114 f.

⁶³ So schreibt Jünger, *In Stahlgewittern* (wie Anm. 61), S. 256, zum Beschuss mit Zwei-Zentner-Minen im März 1918 bei Brunemont/Cagnicourt: »Selbst die Naturgesetze schienen ihre Gültigkeit verloren zu haben; die Luft flimmerte wie an heißen Sommertagen. Der wechselnde Brechungsexponent ließ feste Gegenstände hin und her tanzen.«

⁶⁴ Christoph Liell, *Der Doppelcharakter von Gewalt: Diskursive Konstruktion und soziale Praxis*. In: *Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges*. Hrsg. von Sighard Neckel und Michael Schwab-Trapp, Opladen 1999, S. 33–54, hier S. 38 f.

schen gerade die Zeit des Heranwachsens und des jungen Erwachsenenalters, in dem ja maßgeblich die Weichen eines Lebenslaufs gestellt werden, häufig außerordentlich detailgetreu. Ist diese Zeit mit seelischen Belastungen, gar traumatischen Erfahrungen verbunden, kann daraus eine Fixierung auf die entsprechenden Erinnerungabschnitte resultieren. (Eine Folge kann freilich auch im genauen Gegenteil liegen, nämlich in partiellen Gedächtnistäuschungen und -verlusten⁶⁵.) Bei Benua waren solche Voraussetzungen zweifellos gegeben: Er zählte noch keine zwanzig Jahre, als er in den Krieg zog, und sechs Jahre später hatte sich die Welt für ihn vollständig verändert. Indes korrespondiert in seinen Erinnerungen die räumliche Distanz zum Töten mit einer ethischen, die ihm möglicherweise bei der Bewältigung seiner aktiven und passiven Gewalterfahrungen hilft. Den österreichischen Soldaten zu Beginn des Krieges erschoss er nachts und auf 30 Schritt Entfernung – allenfalls ein halbwegs konturierter Schatten. Vor allem jedoch war es ein Akt der Notwehr, eine Konsequenz der allen Beteiligten aufoktroierten Umstände. Sofern Benua einige seiner Erlebnisse verschweigt oder sich nicht an sie erinnert, so hält er vermutlich andererseits die Szenen, mit denen er den Leser konfrontiert, für geeignet, um diesem die Natur des Krieges beispielhaft vor Augen zu führen. Zugleich gestattet ihm seine Auswahl, auf Abstand zu gehen und sich vor allzu großer, selbstzerstörerischer Empathie zu schützen. Die hierzu dienliche, wenn nicht notwendige, Entpersönlichung der Opfer beruht nicht auf der »Versachlichung« der Gewaltausübung⁶⁶ – eine geradezu zwanghafte Nüchternheit trifft man hingegen bei Jünger an. Wo die Opfer anonym bleiben, ist es vielmehr der Kriegsgewalt geschuldet. Krieg und Todesnähe werden nicht, wie bei Jünger, zum neuen Daseinszweck stilisiert. Benua sieht das Schicksal nur insofern auf seiner Seite, als es ihn überleben ließ⁶⁷. Der Moment der existenziellen Konfrontation ist kein Moment der Selbstvergewisserung, sondern mit Furcht, Verzweiflung und Schuldgefühlen besetzt.

Dass Kriegserlebnisse tiefgehende Einschnitte im Leben eines Menschen darstellen und meist bedrückender Natur sind, kann folglich dem Interpretieren der darauf zurückgehenden Erinnerungen zum Vorteil wie zum Nachteil gereichen. Er hat mit besonders detaillierten und mit besonders »schlechten« Kognitions- und Gedächtnisleistungen zu rechnen. Und werden in einem Fall die Zuspitzung des Geschehens und vielleicht auch die Übertreibung des Anteils der eigenen Person erkennbar, sind es im anderen die Relativierung oder das bewusste Verschweigen unangenehmer autobiografischer Einzelheiten. Von ihnen gibt es im Krieg außerordentlich viele, und gerade sie sind wichtig für eine Einschätzung der individuellen Kriegserfahrungen: Furcht, »Feigheit« und ein »unehrenhaftes« Verhalten wie Flucht und Verbergen, Verbrechen an der Zivilbevölkerung oder die Ermordung von Gefangenen. Ohne solche Geschehnisse auch nur anzudeuten, ohne andererseits auf die verborgenen »Werte« des Krieges, die Jünger gefunden zu haben glaubte, zu verfallen, bleibt Benuas Selbstverortung kontextlos und an der Oberflä-

⁶⁵ Schacter, Wir sind Erinnerung (wie Anm. 48), S. 331–340, 354–372, 453–596. Die Erinnerung an kürzer zurückliegende Ereignisse bereitet älteren Menschen größere Probleme als jüngeren. Aber auf der mit dem Alter ansteigenden »Vergessenskurve« bildet die Jugendzeit häufig eine Art Erinnerungsausschlag. Die neuronale Grundlage dieses *remiscence bump* scheint noch ungeklärt (S. 481 f.).

⁶⁶ Jens Warburg, Maschinen der Vernichtung. Das industrialisierte Schlachtfeld. In: Ordnungen der Gewalt (wie Anm. 64) S. 97–117, hier S. 111 f.

⁶⁷ Benua, Sorok tri goda (wie Anm. 1), 1967/9, S. 79, 81 f.

che der Kriegslogik. Er ist ein Rädchen in der Kriegsmaschine. Und die Ausweglosigkeit aus der Gewalt ist es auch, die einem Überhandnehmen der Schuldgefühle entgegenwirken soll. Schuldgefühle können, ebenso wie die stattfindenden oder ausbleibenden Reaktionen von Flucht und Kampf, als pathogenetischer Faktor wirken und den Stress vergrößern und entsprechende psychogene Symptombildungen zur Folge haben⁶⁸. Dass Benua die unter seinem Kommando stehenden Männer während des Angriffs nicht zu führen verstanden hatte, bildete eine der Ursachen für ihr furchtbares Ende. Ihm ist bewusst, als Offizier versagt zu haben. Doch vor dem Hintergrund des ebenso infernalischen wie geisterhaften Szenarios, in dem materielle neben unbegreiflichen Kräften wirkten, die ohnehin außerhalb jeder noch so kompetenten Befehlsgewalt lagen, relativiert sich die Verantwortung. Benua offenbart seine Selbstvorwürfe und zugleich sein eigenes Leiden und sein Mitgefühl – für Freund und Feind. In der »Fastnacht der Hölle«⁶⁹, wie er sie erlebt hat, wurden alle zu Opfern.

Die »zeitliche Verdichtung von Gewalt«⁷⁰ im industrialisierten Krieg bedeutet nicht nur eine erhöhte Frequenz des Erlebens. Sie lässt auch eine Trennung von aktiven und passiven Gewalterfahrungen, von Gewaltausübung und Gewalterdung, kaum zu. So mündet die rasche Abfolge des Geschehens in einen fast schon permanenten Erfahrungswandel. Man kann nicht sagen, dass angesichts dessen Benuas Erwartungen verblasst wären, denn was er erwartet hatte, war nicht mehr relevant. Bisher geltende Institutionen, seine Ausbildung, seine Funktionen als Offizier, seine besondere Motivation als Gardist, traten in den Hintergrund. Sie bildeten keine verlässlichen Größen mehr. Stürmte er während der ersten Attacken noch pflichtgemäß mit einem »Hurra« auf den Lippen seinen Leuten voran, so nahmen sich nun die Hurra-Rufe – der anderen – nur als einer von vielen Misstönen in der ohrenbetäubenden Kakophonie des Krieges aus. Jeder schien mit sich selbst beschäftigt, trat der Bedrohung allein entgegen. Was blieb, war die befohlene Richtung: nach vorn. Nach der Vernichtung eines Teils seiner Einheit in dem Wäldchen setzte Benua den Angriff fort, um unmittelbar darauf im Kugel- und Granathagel verwundet zu werden:

»Ich rannte vorwärts. Von den Meldern war schon keiner mehr bei mir. Die zweite Hälfte der Kompanie, stark gelichtet, rückte hinter uns rasch nach. ›Also ist noch nicht alles verloren‹ – dachte ich, und in diesem Moment warf mich ein fürchterlicher Schlag in die Schulter zu Boden. Vor Überraschung verstand ich nicht einmal, was geschehen war, doch der starke Schmerz in der linken Schulter, auf die ich gefallen war, brachte es mir sofort zu Bewusstsein. Ich richtete mich zur vollen Länge auf, legte den leblosen Arm in den Riemen des vor der Brust hängenden Fernglases und ging ruhig zurück. Schützen meiner Kompanie rannten vorbei. Ich ging weiter, um Granattrichter und tote Schützen herum, und erst als urplötzlich ein Geschoss explodierte, zog ich den Kopf zwischen den Schultern ein. Es schien, als wären die Nerven abgestorben. Ich dachte nur noch daran, meine Schützengräben zu erreichen. Ich fiel beinahe um vor Erschöpfung und vom Blutverlust, mit Mühe erreichte ich die beim Regimentsstab gelegene Verbandsstelle. Eine Menge Verwundeter war dort, und

⁶⁸ Zimmermann, Psychogene Störungen (wie Anm. 58), S. 99.

⁶⁹ Jünger, In Stahlgewittern (wie Anm. 61), S. 109.

⁷⁰ Warburg, Maschinen der Vernichtung (wie Anm. 66), S. 99.

der Regimentsarzt Grammatčikov, als er mich erblickte, sagte mit müder Stimme: »Nun bist auch Du hier, Benua«⁷¹.

Es wird häufig berichtet, dass Verwundete während des Kampfes ihre Verletzungen zu ignorieren und äußerlich völlig ruhig scheinen oder sich wie in Trance bewegen. Der Körper reagiert auf die eigentlich unerträglichen Strapazen mit einem bestimmten physiologischen Muster (»stressinduzierte Schmerzunempfindlichkeit«), wodurch Schmerzreaktionen unterdrückt werden und sich die Chancen eines erfolgreichen Abwehr- oder Fluchtverhaltens erhöhen⁷². So scheint es Benua ergangen zu sein, bis ihn eine Explosion in unmittelbarer Nähe aus seiner Starre riss und ihm mit einem Schlag die drohende Gefahr bewusst machte. Empfindungen und Verhalten unterlagen nicht mehr seiner Kontrolle. Sie waren fremdbestimmt. Die Gewalt des Krieges hatte jegliche Individualität unter sich begraben, und Opferbereitschaft für das Vaterland spielte keine Rolle mehr. Die Kriegsbruderschaft war zur Schicksalsgemeinschaft geworden. Wie ließ sich in der Erinnerung dem Erfahrenen noch Sinn abgewinnen? Und wohin führten den Memoiristen die Wege, die er bewusst oder unbewusst zur Sinngebung seiner eigenen Existenz einschlug?

4. Alte und neue Loyalitäten: Erinnerung und Identitätssuche

Erinnerungen sind weder konstant noch autonom. So wie das Erleben, das Machen von Erfahrungen, von einer Reihe situativer Faktoren geprägt wird, bleiben Erinnerungen, und Erfahrungen, in eine veränderliche äußerliche Welt, in soziale Praxis eingebunden⁷³. Aus neurowissenschaftlicher, mehr individualistischer Sicht verbinden sich Erinnerungen mit Emotionen, affektiven und sensorischen Momenten, unbewussten Prozessen der Reizverarbeitung; und dies geschieht stets aufs Neue, nicht nur in dem Augenblick, in dem Erinnerungen ihren objektiven Ursprung nehmen, während das Ereignis eintritt, das später erinnert wird, sondern auch in Zukunft immer dann, wenn es wiedererinnert wird. Diese mentale Seite der wiederholten Informationsverarbeitung und folglich der Informationsmodifizierung entzieht sich in der Regel, wie die meisten mentalen Abläufe im Gehirn, der bewussten Wahrnehmung⁷⁴.

Auch im Fall Benuas stellte die Vergegenwärtigung seiner (Kriegs-)Erfahrungen, so prägend diese waren, keinen hermetischen Prozess dar. Welche Erwartungen er neben der Erfüllung seines Wunsches, den Lebensabend in der Heimat

⁷¹ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 76, 82 f.

⁷² LeDoux, *Das Netz* (wie Anm. 48), S. 143.

⁷³ Harald Welzer, *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München 2002, hier S. 25.

⁷⁴ Schacter, *Wir sind Erinnerung* (wie Anm. 48), S. 174–176, 183 f., 218 f., 281 f.; LeDoux, *Das Netz der Gefühle* (wie Anm. 48), S. 37 f., 215–219, 224–229; Hans J. Markowitsch, *Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht*. In: *Bios: Zeitschrift für Biographieforschung, oral history und Lebensverlaufsanalysen*, 15 (2002), S. 187–201, hier S. 194; Silke Matura, *Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses auf Hirnebene*. In: *Ebd.*, S. 202–212, hier S. 209.

zu verbringen, bei der Rückkehr aus dem Exil hegte, wissen wir nicht. Für einen gebürtigen Petersburger, der die letzten Jahrzehnte in Südamerika verbracht hatte, bedurfte es am Irtyš in Kasachstan eines sehr relativen Heimatverständnisses. Überdies trat er in einen ›Erfahrungsraum‹ ein, in dem die Instanzen seiner Vergangenheitsdeutungen seit langem verschüttet waren oder niemals existiert hatten und entsprechend andere Zukunftserwartungen dominierten⁷⁵. In der Gegenwart, in der er sich erinnerte, erfuhr Benua wenig Unterstützung durch kollektive Erinnerungs- und Gedenkformen. Das betraf nicht allein seine Jugend, die ihn dazu bestimmt hatte, als Offizier in der Armee des Zaren zu dienen, sondern auch die Kriegszeit. Der Erste Weltkrieg, der in der westeuropäischen und zumal der angelsächsischen Erinnerungskultur als der ›Große Krieg‹ zentral verankert ist, figurierte nach sowjetischer Lesart als ein von bürgerlich-kapitalistischen Mächten getragener imperialistischer Krieg und wurde in der Erinnerungskultur von Revolution und Bürgerkrieg verdrängt. Die »offizielle Amnesie« hatte bereits bei den Bestattungsfeiern für die aufseiten der Bolschewiki zu beklagenden Opfer der Oktoberrevolution begonnen⁷⁶. In der russischen Historiografie, sieht man von der konventionellen Militärgeschichte ab, sucht man dem Ersten Weltkrieg erst seit jüngster Zeit einen angemessenen Platz zuzuweisen: Er gilt nun als »ein herausragender Meilenstein« in der Geschichte des 20. Jahrhunderts⁷⁷.

Wenn der Memoirist Mühe hatte, für seine Kriegserfahrungen einen Platz in der Gegenwart zu finden, so liegt der Gedanke nahe, dass er an vergangene, negativ wie positiv aufgeladene Interpretationsmuster anknüpfen würde, die ihm während des Krieges zur Verfügung gestanden und ihm womöglich schon einmal bei der individuellen Bewältigung seiner Erlebnisse geholfen hatten. Grundsätzlich hält der Krieg Angebote bereit, um Wahrnehmungen wie auch Erinnerungen in einen soziokulturellen Bezugsrahmen einzubetten: Kameradschaft und wechselseitige Opferbereitschaft können Geborgenheits- und Schutzinstanzen bilden, Feindbilder und ideologische Überzeugungen sich gleichsam als WahrnehmungsfILTER zwischen den Betroffenen und die Außenwelt schieben und als Rechtfertigungsinstanzen wirken. Mehr noch, die moralisch, politisch, religiös abgeleitete Entwürdigung des Gegners mit der Absicht seiner vollständigen Vernichtung⁷⁸ gilt als wesentliche Triebkraft zur Entgrenzung eines Krieges. Ein ideologisch aufgeladenes Feindbild sucht man in Benuas Kriegserfahrungen jedoch vergebens. Es lässt sich allenfalls spekulieren, inwieweit die antideutsche Kriegspropaganda ihn beeinflusste, die von Beginn an ethnisch-rassisch aufgeladen war und, wenn sie nun den Entscheidungskampf zwischen der slawischen und der germanischen Zivilisation gekommen sah, im Prinzip nur eine Radikalisierung der Tonlage darstellte,

⁷⁵ Reinhart Koselleck, ›Erfahrungsraum‹ und ›Erwartungshorizont‹ – zwei historische Kategorien. In: Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1992, S. 349–375 (Erstveröff. 1976).

⁷⁶ Catherine Merridale, *War, death, and remembrance in Soviet Russia*. In: *War and remembrance in the twentieth century*. Ed. by Jay Winter and Emmanuel Sivan, Cambridge 1999, S. 61–83, hier S. 67.

⁷⁷ Vladimir Leonidovič D'jačkov i Lev Grigorievič Protasov, *Velikaja vojna i obščestvennoe soznanie: prevratnosti indoktrinacii i vosprijatija*. In: *Rossija i pervaja mirovaja vojna. (Materialy meždunarodnogo naučnogo kollokviuma)*. Izd. Sankt-Peterburgskij filial Instituta rossijskoj istorii Rossijskoj akademii nauk (SPb FIRI RAN) [u.a.]. Red. Koll. Nikolaj Nikolaevič Smirnov [u.a.], Sankt-Peterburg 1999, S. 58–67, hier S. 58.

⁷⁸ Trutz von Trotha, *Formen des Krieges. Zur Typologie kriegigerischer Aktionsmacht. In: Ordnungen der Gewalt* (wie Anm. 64), S. 71–95, hier S. 76.

die schon in den Jahrzehnten zuvor das außenpolitische Verhältnis zum deutschen beziehungsweise österreichisch-ungarischen Kaiserreich belastet hatte⁷⁹. Von den Gewaltausbrüchen in der Bevölkerung und den Repressalien, denen etwa die deutschen Einwohner seiner Heimatstadt Petersburg durch die Regierung ausgesetzt waren⁸⁰, wird Benua wenigstens gehört haben. Sein Schweigen über diese Seite der menschlichen Katastrophe, als die der Krieg von ihm dargestellt wird, mag ebenso auf kollektive Verdrängung wie auf persönliche Schuldgefühle zurückzuführen sein.

Es lässt sich nur vermuten, ob sich auch vor Benuas Kriegserleben ein »kultureller Normenfilter« schob, durch den hindurch der Gegner nicht mehr als Mensch betrachtet, also buchstäblich »entartet« wurde und sich in der Folge Tötungshemmnisse reduzierten. In der Verhaltensforschung findet sich für solche Vorgänge kultureller Zuschreibungen, Abgrenzungen und Ausgrenzungen der Begriff der »Pseudospeziation«⁸¹. Der Gegner bleibt in Benuas Darstellung jedoch Kriegsgegner, wird nicht zu einem minderwertigen Wesen und, obwohl seine Überlegenheit so fatale Folgen zeitigte, auch nicht zum Gegenstand des Hasses. Im Gegenteil, man sah sich im Grunde in der gleichen Lage, und das erforderte ein gewisses Maß an Anständigkeit. Es wird von Kampfpausen im stillen Einverständnis beider Seiten berichtet (ein Phänomen, das ja auch von der Westfront bekannt ist). Der Tatar Tuljabaev vermochte seine Heldentat, das Löschen eines nächtlichen Brandes im bewaldeten Niemandsland, bevor er auf die Stellungen übergriff, nur zu vollbringen, weil man ihn von den deutschen Gräben aus, wo man den Brand nicht weniger fürchtete, gewähren ließ. Zum Schluss wurde ihm von dort sogar noch mit Leuchtraketen der Rückweg ausgeleuchtet und Salut geschossen⁸².

Es liegt auf der Hand, dass die genannten Schutz- und Interpretationsinstanzen angesichts des Tötens und Getötetwerdens keine Gewähr boten, dass es sich nicht um einen Automatismus, der nur auf einen empirischen Beleg wartete, handelt. Beispielsweise scheinen bei deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg religiöse Sinngebungsstrategien präsenter und einflussreicher gewesen zu sein als politisch-ideologische im Zweiten Weltkrieg – ungeachtet der nationalsozialistischen Propaganda⁸³; auf der anderen Seite, bei den Soldaten der Roten Armee, gingen angeblich die eigenen Erfahrungen mit dem Gegner und die offizielle sowjetische Feindbildpropaganda ziemlich reibungslos zusammen⁸⁴. Je durchlässiger der kulturelle

⁷⁹ Mark fon Chagen, *Velikaja vojna i iskusstvennoe usilenie etničeskogo samosoznanija v Rossijskoj imperii*. In: *Rossija* (wie Anm. 77), S. 385–405, hier S. 387–389; Vladimir Prochorovič Buldakov, *Vojna imperii i krizis imperstva: k sociokul'turnomu pereomyšleniju*. In: Ebd., S. 406–418, hier S. 411 f.; Jost Dülffer, *Deutsch-russische Beziehungen 1870–1914*. In: *Deutschland – Frankreich – Rußland. Begegnungen und Konfrontationen = La France et l'Allemagne face à la Russie*. Im Auftr. des Deutsch-Französischen Historikerkomitees hrsg. von Ilja Mieck und Pierre Guillen, München 2000, S. 89–108, hier S. 95, 98 f., 106.

⁸⁰ Margarete Busch, *Deutsche in St. Petersburg 1865–1914. Identität und Integration*, Essen 1995, S. 220–229.

⁸¹ Irenäus Eibl-Eibesfeldt, *Krieg und Frieden aus der Sicht der Verhaltensforschung*, 2., überarb. Aufl., München, Zürich 1984, S. 51, 147–151, 203 f.

⁸² Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 78 f.

⁸³ Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn [u.a.] 1998, S. 233, 244–251, 260 f., 269, 283, 371–373.

⁸⁴ Senjavskaia, *Čelovek* (wie Anm. 55), S. 63 f.

Wahrnehmungsfiler, desto stärker bricht das Gewissen durch⁸⁵. Darin mag ein Grund für die Inkonsistenz von Benuas Reflexionen über den Krieg liegen. Sie bewegen sich auf keinem konstanten Niveau, und zugleich gibt er nur Ausschnitte seiner Erfahrungen preis, in denen die aktive Gewalterfahrung die passive nicht überwiegt. Häufig beschränkt er sich auf das unmittelbar Absehbare, die Ereignisse vor, während und nach den Kampfhandlungen. Manches wird lediglich konstatiert, etwa wer zu den Verletzten und Gefallenen zählte und wer nicht, selbst wenn der Tod einen persönlichen Verlust mit sich brachte. Als im September 1914 das Regiment »fast vollständig vernichtet wurde«, stellte dies eine »schreckliche Nachricht« dar, mehr aber auch nicht. Zwei Jahre später, in einer ähnlich desolaten Situation, kam Benua als einziger Offizier mit heiler Haut davon: »Von den Offizieren, die am Kampf teilnahmen, blieb nur ich unverseht.« Den Tod zweier Verwandter aus benachbarten Einheiten nahm er als »tragische Botschaft« auf, ohne weitere Gefühle zu äußern. Das Schicksal vieler Kameraden und Untergebener deprimierte ihn insgesamt nicht mehr als der Kriegsverlauf an sich, beispielsweise der »erbärmliche, schändliche Rückzug des Jahres 1915«⁸⁶.

Während sich die ideologische Fratze des Krieges hinter einer Maske menschlicher Reaktionen verbirgt, zwingt den Memoiristen das Zeitgeschehen, das für ihn schließlich in Bürgerkrieg und Emigration mündete, letztlich dazu, auch politisch Stellung zu beziehen. Dabei unternimmt er das Kunststück, seinen ideologischen Werdegang zu rechtfertigen und sich zugleich als einen unpolitischen Menschen darzustellen. Er sieht sich als Patrioten, und als solcher wehrt er sich gegen jegliche politische Instrumentalisierung durch die wechselnden Herren seines Vaterlandes. Mit der veränderten, über die individuelle Rolle als Kriegsteilnehmer hinausreichenden Erzählabsicht kommen andere Erzähltechniken zur Anwendung. Zwei unterschiedliche Perspektiven wirken nun stärker zusammen: Die Perspektive des Soldaten, der in seinem Frontabschnitt »erlebte«, und die des Berichterstatters, der die Lage in totum wiederzugeben sucht, wechseln sich nicht nur ab, sondern sind ineinander verschränkt und sollen einander Halt geben. Und worauf in der Darstellung des Kampfgeschehens weitestgehend verzichtet wurde: die Stilisierung des Verhaltens als Offizier, wird nun zum Bestandteil der Argumentation.

Angesichts der drückenden Überlegenheit des Gegners an Menschen und Material schwankte Benua zwischen Hoffen und Bangen, stellte sich die Frage, wer daran die Schuld trage, und gewann die Überzeugung, dass die Verantwortlichen in der Hauptstadt und am Hof und des Weiteren im Hauptquartier saßen. Und wenn er auch den empörenden Nachrichten vom »Verrat« der deutschstämmigen Zarin keinen Glauben schenken mochte, so gibt noch Jahrzehnte später deren Vertrauter, der unselige Rasputin, dessen Beseitigung nicht rechtzeitig erfolgt sei, einen dankbaren Sündenbock ab⁸⁷. Diese Erklärungen für die politischen Ursachen der Niederlagen waren populär während des Krieges und danach. Sie gingen, wenn man so will, in das kollektive Gedächtnis ein. Das galt freilich ebenso für andere, von Benua nicht aufgegriffene Deutungen. In den Augen der Soldaten war neben der höfischen Kamarilla nicht weniger die Unfähigkeit ihrer kommandie-

⁸⁵ Eibl-Eibesfeldt, Krieg (wie Anm. 81), S. 226–232.

⁸⁶ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 77, 80, 83, 79.

⁸⁷ Ebd., S. 79, 83–85.

renden Offiziere verantwortlich⁸⁸. Diese Wahrnehmung war bekanntlich in traditionelle soziale Feindbilder eingebettet, in denen der Gutsbesitzer-Offizier als der natürliche Gegner des Bauern-Soldaten figurierte; 1917 sollten sie in das Bild des »Konterrevolutionärs« transformiert werden. An Benua gingen diese Entwicklungen zunächst offenbar unbemerkt vorüber. Es kann, wie dargelegt, durchaus davon ausgegangen werden, dass er und seine Kameraden bis zum Krieg »eine ziemlich unklare, vage Vorstellung vom russischen Volk« besaßen⁸⁹. Im Bewusstsein der Kadetten gehörten die Leibeigenschaft und ihre sozialen Folgen längst der Vergangenheit an und präsentierten sich ihnen außer in Denkmälern und Jubiläen nur noch in überlieferten, fast anekdotenhaften Geschichten über die einstige Unmenschlichkeit der Gutsherrschaft⁹⁰. Allerdings entsteht der Eindruck, als habe sich Benuas gesellschaftspolitische Sensibilität auch später nur langsam geschärft. In der Weltkriegsforschung ist nach wie vor zu lesen, dass sich zunächst die Truppenteile, die in der Etappe lagen, für Propaganda und Aktionen gegen Krieg und Monarchie öffneten. Angeblich vermochte die zarische Zensur noch 1917 keine besorgniserregenden, d.h. revolutionären Tendenzen in der Feldpost von der Westfront zu erkennen⁹¹. Dennoch scheint bemerkenswert, wie unbeirrt von gesellschaftlichen Spaltungserscheinungen Benua sich während des Krieges gab. Was ihm keine Sorgen bereitete, war die Moral der Truppe, die jedoch zweifellos gelitten hatte, denkt man an die zum Teil chaotischen Umstände, die Desertionen und Plünderungen, unter denen schon der Rückzug seit dem Frühjahr 1915 stattfand⁹². Die »riesigen Verluste« während der Brusilov-Offensive im Sommer 1916 hätten zwar auf die Stimmung gedrückt, aber die Erfolge – die letztlich keinen strategischen Gewinn brachten – ließen sich als Ausweis von Disziplin und Kampfbereitschaft werten⁹³. Auch die seit Herbst erkennbaren Auflösungserscheinungen, die neben der Etappe die vorderen Linien betrafen⁹⁴, scheinen in der Erinnerung untergegangen.

Mit seiner Überzeugung, sich auf die Standhaftigkeit und den Kampfesmut des einfachen russischen Soldaten verlassen zu können, machte Benua sich ein traditionelles Credo des Militärs zu eigen. Dabei steht seine im Nachhinein verbreitete Zuversicht in augenfälligem Kontrast zu seinen Bedenken, die in ihm die Versorgungslage der Armee geweckt hatte. In ihrem Grundtenor weisen sie übrigens deutliche Parallelen zu den bekannten Memoiren Brusilovs auf, der seine damaligen Erwartungen und Vorgehensweisen ausführlich erläutert und gerechtfertigt hat (wenngleich dieser glaubwürdige Kronzeuge – glaubwürdig als Verantwortlicher für die Operationen während des Krieges und vor allem als späterer General der Roten Armee – nicht beim Namen genannt wird)⁹⁵. Von solchen Widersprü-

⁸⁸ Wildman, *The end* (wie Anm. 9), vol. 1, S. 81 f.

⁸⁹ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 70.

⁹⁰ Adler, *Ekskursija* (wie Anm. 36), S. 35, 29.

⁹¹ D'jačkov/Protasov, *Velikaja vojna* (wie Anm. 77), S. 62 f.

⁹² Wildman, *The end* (wie Anm. 9), vol. 1, S. 90–94; Fuller, *Die Ostfront* (wie Anm. 51), S. 45 f.

⁹³ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 81 f.

⁹⁴ Wettig, *Die Rolle* (wie Anm. 42), S. 77–79.

⁹⁵ Auf die Lektüre von Brusilovs Erinnerungen deutet konkret auch eine Textpassage hin, in der Benua Zahlen zu Gefangenen und erbeutetem Kriegsgerät während der Brusilov-Offensive anführt; sieht man von der Möglichkeit der Verwendung derselben Quelle ab. Vgl. Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 82, und Brusilov, *Moi vospominanija* (wie Anm. 32), S. 206.

chen unberührt, nennt Benua als ausschlaggebende Motive das Pflichtgefühl als Offizier und die Liebe zum Vaterland. So gab die Februarrevolution an sich auch keinen Anlass, den Krieg nicht zu einem siegreichen Ende zu führen. Die Offiziere hätten sich ein Russland ohne Monarchie zwar schlecht vorstellen können, aber dies habe mehr auf Tradition und Gewohnheit als auf Überzeugungen beruht. Ob »mit dem Zaren oder ohne den Zaren«, Benua und seine Offizierkameraden sahen sich in der Verantwortung, den Krieg für das fortzusetzen, wofür sie angeblich ohnehin in erster Linie kämpften: für Russland, für die Heimat, die schwerer wog als die Autokratie. Erst der berühmte Befehl Nr. 1, der am 1. März 1917 auf Betreiben des Petrograder Arbeiter- und Soldatenrats erlassen wurde, bildete den Wendepunkt, ab dem Benua den Krieg verloren gab⁹⁶.

Auch dieses Eingeständnis des Memoiristen sieht sich sogleich wieder infrage gestellt, denn für ihn war der Krieg ja weitergegangen. Es spricht einiges dafür, dass sich die Loyalitätsstrukturen im Offizierkorps während des Krieges wandelten: vor allem die hohe personelle Fluktuation und steigende soziale Heterogenität. Ohne den Bauernstand und die städtischen Mittelschichten wären die Fähnrichsschulen rasch verwaist. Weniger hohe Rekrutenzahlen als einen relativ hohen Bildungsgrad hatte die Intelligencija zu bieten. Studenten etwa, deren Militärdienst bisher nur einige Monate gedauert und die man seitens der Militärführung gerne zurückgestellt hatte, da sie als politisch unzuverlässig galten, brachten nun progressive und oppositionelle Einstellungen an die Front mit, nicht allein in Form einer größeren Empfänglichkeit für patriotische oder nationale Vorstellungen⁹⁷. Insofern ist die Annahme fragwürdig, gerade aufgrund der strukturellen Veränderungen im Offizierkorps sei dessen typischer Vertreter apolitisch und allein national gewesen⁹⁸. Freilich scheinen Benuas Darstellungen eine solche Annahme zu untermauern. Er gibt sich als typischer Offizier, der eher Opfer denn aktiver Opponent der revolutionären Entwicklungen gewesen sei. Mit deren Konsequenzen muss er sich unmittelbar konfrontiert gesehen haben. Die begrenzten Bestimmungen des Befehls Nr. 1 und weiterer Anordnungen in den darauffolgenden Tagen waren nicht zuletzt Ausdruck des Konfliktes zwischen der Provisorischen Regierung und den Räten um die Armee. Für die Regierung bargen sie, neben ihrer kaum zu überschätzenden Symbolkraft, ein realpolitisches Desaster, da durch die Einrichtung von Soldatenkomitees den linken – nicht unbedingt bolschewistischen – Kräften für ihre Agitation in der Truppe nun offiziell Platz eingeräumt wurde. Die Disziplinargewalt der Offiziere wurde geschwächt, und die schwelende Unruhe fand in der Hoffnung auf Frieden neue Nahrung⁹⁹. Dass der Krieg, wie mit Blick auf die Schicht der Bauern-Unteroffiziere festgestellt wurde, als »ein großer Demokratisierer« wirkte¹⁰⁰, wird Benua also nicht entgangen

⁹⁶ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 83, 85 (Zitat), 88 f.

⁹⁷ Kenez, *A profile* (wie Anm. 13), S. 147–149; Wildman, *The end* (wie Anm. 9), vol. 1, S. 101, 106 f.; Volkov, *Russkoe oficerstvo* (wie Anm. 42), S. 175 f.; Kopylov, *Social'no-psichologičeskij portret* (wie Anm. 9); Wettig, *Die Rolle* (wie Anm. 42), S. 70–73.

⁹⁸ So die Annahme von Volkov, *Russkoe oficerstvo* (wie Anm. 42), S. 176.

⁹⁹ Wildman, *The end* (wie Anm. 9), vol. 1, S. 107–109, 182–192, 231 f.; Wettig, *Die Rolle* (wie Anm. 42), S. 219–243; M. [S.] Frenkin, *Russkaja armija i revoljucija 1917–1918*, München 1978, S. 53–59; Manfred Hildermeier, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates*, München 1998, S. 68, 75 f.

¹⁰⁰ Orlando Figes, *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924*, Berlin 1998 (Originalausg. London 1996), S. 287.

sein, selbst wenn seine Gardekompanie nach den Verlustswellen zu Kriegsbeginn wirklich zwei Jahre lang ohne Unteroffizierkader geblieben sein sollte¹⁰¹. Dennoch gibt er keine Einzelheiten über Fälle von Ungehorsam oder Desertionen wieder und beschreibt er sein Verhalten nicht als Widerstand gegen den Autoritätsverlust und die politische Radikalisierung. Stattdessen sucht er es weiter zu entpolitisieren und den Eindruck zu bestärken, dass er sich weniger durch eine monarchische Gesinnung als durch die Sorge um Russland und darüber, dass »die unzähligen Blutopfer« umsonst gewesen sein könnten, dazu getrieben sah, nach der Oktoberrevolution weiterzukämpfen. In seinem Selbstverständnis als Offizier liegt nur sehr implizit ein gesellschaftlicher und allenfalls ein den Umständen des Zeitgeschehens geschuldeter Führungsanspruch. Denn selbst seine Funktion als Weißgardist, in der er sich zum Ende noch zum Obersten befördert sah, will Benua weitestmöglich von sozialen und politischen Antagonismen freihalten, und so schreibt er es nun seiner jugendlichen Begeisterungsfähigkeit zu, von der Wiederherstellung des Zarentums geträumt zu haben. Erst als der Bürgerkrieg verlorengegangen und ihm die »Entfremdung« der Weißen Bewegung vom Volk deutlich geworden seien, habe er sich seine politische Verantwortung eingestanden¹⁰².

Natürlich lässt sich einwenden, dass die ideologische Selbstbescheidung, die der Memoirist an den Tag legt, die frühere antibolschewistische, antikomunistische und antisowjetische Haltung vergessen machen soll. Im Exil, das er hauptsächlich in Buenos Aires verbracht hatte, war er im russischen Offizier- und Emigrantenmilieu heimisch gewesen. Als seine Pflicht hatte er den Beitritt zu der 1930 gegründeten Russischen Allgemein-Militärischen Union (Russkij obščevoiniskij sojuz – ROVS) empfunden, einer Sammelbewegung weißer Veteranen, Offiziere wie Soldaten, die sich ideologisch und militärtheoretisch für den künftigen Kampf mit der Sowjetmacht rüsteten¹⁰³. Mit der eigenen Einstellung und der des Offizierkorps im Revolutionsjahr 1917 hält er nicht hinter dem Berg:

»Wir hassten die Bolschewiki, die nach Frieden um jeden Preis schrien, aber wir verstanden auch die Taktik der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre nicht, die die Armee durch Agitation zerrütteten, angeblich zur Vermeidung einer Konterrevolution, und zur selben Zeit die Position eines Krieges bis zum siegreichen Ende einnahmen¹⁰⁴.«

Doch zum einen vermag dieser ›Hass‹ auf die Feinde der Heimat seine Liebe zu derselben als einer allen Ideologien übergeordneten Größe nur zu unterstreichen; und zum anderen möchte man ihm umso eher abnehmen, dass seine späte »Wiedergeburt« (pereroždenie) in dem neuen Glauben des Volkes kein ganz einfacher Prozess gewesen ist. Sein Erweckungserlebnis sieht Benua im sowjetischen Sieg über das faschistische Deutschland, den allein das Vertrauen der Menschen in das System, der monolithische Zusammenschluss von Volk und Kommunisten ermöglicht hätten – das, woran die Konterrevolution, die den Menschen den Zaren habe zurückgeben wollen, gescheitert sei. Nur zu gern glaubte er schließlich an die verheißungsvollen Bilder und Nachrichten aus seiner alten Heimat, wie er sie in den wenigen sowjetischen Journalen, die ihm im Exil in die Hände fielen, vorfand. Er legt Wert auf die Feststellung, dass er sich von dem Teil der Emigrantenszene di-

¹⁰¹ Benua, Sorok tri goda (wie Anm. 1), 1967/9, S. 75.

¹⁰² Ebd., S. 88 f., 91, 93.

¹⁰³ Ebd., 1967/12, S. 65 f.

¹⁰⁴ Ebd., 1967/9, S. 85.

stanzierter, der in seinem Hass auf die neuen Machthaber Russlands oder gar auf Russland selbst nicht nachgegeben und bei dem es sich ohnehin um eine kleine Minderheit gehandelt habe. Ihm und den meisten anderen Emigranten hingegen habe die Heimat verziehen, wie eine Mutter ihrem vom rechten Weg abgekommenen Sohn verzeihe. Benua wollte wieder nach Russland, im Zweifelsfall auch in ein kommunistisches Russland. Dorthin zurückgekehrt, gibt er sich nicht als Opportunist¹⁰⁵.

Welche ideellen Leitbilder bleiben unter diesen Umständen, um den Offizier zum Vaterlandsverteidiger zu stilisieren? Der Patriotismus, dem die Memoiren eine Stimme verleihen, wird auf einen einfachen Nenner gebracht: »Heimat«, »Vaterland« und »Russland« (rodina/Rodina, otečestvo, Rossija). Es handelt sich um unverfängliche Leitbegriffe, bei denen mit keinerlei Identifikationsproblemen beim Leser zu rechnen ist. Und auf offizieller Seite vermochten sie ebenfalls kaum Anstoß zu erregen, denn Heimatliebe und Sozialismus hatten im Sowjetreich der 1960er Jahre längst zusammengefunden. Nach drei Jahrzehnten sowjetpatriotischer Übung und dem siegreichen Großen Vaterländischen Krieg war das »sozialistische Vaterland«, auch wenn der große Schöpfer des Sowjetpatriotismus nicht mehr darüber wachte, ein fester Bestandteil des Propagandakanons¹⁰⁶. Da er sich weder auf den positiven Rückhalt in einer kollektiven Gedenkkultur zum Ersten Weltkrieg stützen kann, noch auf eine negative, auf Feindbildern beruhende Identitätsfindung verlassen will, greift Benua zu einem ideellen Motiv, das politisch unverdächtig und grundsätzlich positiv besetzt erscheint und sich ebenso auf seine Kriegserfahrungen wie auf seine Beweggründe, in die Heimat zurückzukehren, übertragen lässt. Indem er den Sieg über das faschistische Deutschland als sein Erweckungserlebnis schildert, macht er sich implizit die Propagandamaxime vom Beweis der Überlegenheit des sowjetischen Modells zu eigen. Er transferiert seine individuellen Kriegserfahrungen in den Kontext eines anderen Krieges, den er nur aus weiter Ferne verfolgt hatte. Damit fungiert der Krieg an sich als Geburtshelfer seines Patriotismus als seiner eigentlichen ideologischen Überzeugung. Zur Sinngebung seines vergangenen wie seines gegenwärtigen Verhaltens bedient sich der Memoirist eines kollektiven Deutungsmusters, das einen sozial übergreifenden ideologischen Charakter und dadurch eine integrative Funktion besitzt. Der wiederholt bekräftigte Patriotismus gewinnt ebenso aus der Vergangenheit, wie er in die Zukunft weist. Er ist gegenwartsrelevant¹⁰⁷.

¹⁰⁵ Ebd., S. 91; 1967/10, S. 89, 94 f.; 1967/12, S. 66 f.

¹⁰⁶ Erwin Oberländer, Sowjetpatriotismus und Geschichte. Dokumentation, Köln 1967, S. 34–37, 104–111.

¹⁰⁷ Ein Deutungsmuster ist die Versprachlichung von sozialen »Relevanzstrukturen«. Es entsteht durch soziale Interaktion und ist Gegenstand sozialer Interaktion. Es »leitet Wahrnehmungen, interpretiert Erfahrenes und motiviert Verhalten«. Die darauf beruhende Deutung oder Sinngebung erfolgt zwar durch den Einzelnen, ist aber stets in einen kollektiven Vorgang eingebunden, da keine individuellen Deutungsmuster neu geschaffen, sondern bereits vorhandene übernommen werden. Vgl. Georg Bollenbeck, Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt a.M., Leipzig 1994, S. 19 f. (Zitat), 193–195. Bollenbeck knüpft an George Herbert Meads Theorie vom symbolischen Kommunikations- und Interaktionszusammenhang in der Gesellschaft an. – Eine eingehende Deutungsmusteranalyse bietet die Untersuchung des deutschen männlichen Kriegshelden von René Schilling, »Kriegshelden«. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945, Paderborn [u.a.] 2002.

Wenn Erinnerung stets auch der Orientierung in der Gegenwart dient – eine Gedächtniseigenschaft, die man als »identitätskonkret« bezeichnet hat¹⁰⁸ –, dann ist Benuas Deutungsmuster nichts anderes als eine Voraussetzung für die Orientierungsleistung, die seine autobiografische Retrospektive für die Selbstverortung in der neuen alten Heimat bieten soll. Er bedient sich aus einem überindividuellen Wissensvorrat, in dem Erfahrungen und Erinnerungen schematisiert und ergänzt werden. Die neurowissenschaftliche und psychologische Gedächtnisforschung¹⁰⁹ scheint diesen Prozess als solchen nicht anders zu sehen als die Kulturwissenschaften und damit zu bestätigen, was etwa Maurice Halbwachs¹¹⁰ für die Vergangenheit und dann in soziologisch elaborierterer Form Berger und Luckmann¹¹¹ für die Gegenwart leisteten: die Vorstellung sozialer Bezugssysteme, in denen Erfahrungen und Erinnerungen und das Wissen um die Gegenwart kommuniziert und handlungsleitende, zukunftsweisende Orientierungen geboten werden. Nicht zuletzt aufgrund der damit verbundenen Modifikationen von Erinnerungen bleibt die Leistung des sogenannten autobiografischen Gedächtnisses unbeständig und wandelbar. Dass für Benua seine »patriotischen Erinnerungen« im Rang einer unverrückbaren Gewissheit stehen, ist für seinen sozio-kulturellen Selbstfindungsprozess gleichwohl unverzichtbar. Denn erst von einem Ich-Bewusstsein aus vermag ein Wir-Bewusstsein zu entstehen, erst von einem Selbstbild aus die Identifikation mit einem Kollektivbild zu erfolgen¹¹². Obwohl der Gegenwartsbezug nicht explizit gemacht wird, darf man voraussetzen, dass es sich um keinen gänzlich unbewussten Vorgang handelte. In ihrer Reduziertheit scheint die Begrifflichkeit geradezu zeitlos und daher als Interpretationshilfe um so geeigneter zu sein. Suggestiert wird, das Volk (narod), nicht jedoch das Zarenregime und ebenso wenig die revolutionären Kräfte oder die Provisorische Regierung, hätte bis zum Bürgerkrieg vereint an einem Strang gezogen. Zum wiederholten Mal weisen die Erklärungen, zumal die Berufung auf »das Volk«, Widersprüche auf, die in einer durchdachten Apologie wohl vermieden worden wären. Das Eingeständnis, erst spät erkannt zu haben, was das Volk in Wahrheit bewegte, unterstreicht im Grunde ein anderes Anliegen: den eigenen ideellen Werdegang als das Produkt einer Erziehung im Militär des Ancien Régime auszuweisen, als das Resultat eines unfreiwilligen, ja nahezu unwillkürlichen Vorgangs.

Viele ehemalige Kadettenschüler erinnerten sich an die Abgeschiedenheit vom Geschehen außerhalb der Anstaltsmauern. Zumal die Distanz zu jeglichem politischen »Freidenkertum« wurde als prägend eingeschätzt, nicht allein von jenen, die wie Benua in ihrer Darstellung eine Verteidigungs- und Rechtfertigungshal-

¹⁰⁸ Harald Welzer, Die Gegenwart der Vergangenheit. Geschichte als Arena der Politik. In: Osteuropa, 55 (2005), 4–6, S. 9–18, Zitat S. 16.

¹⁰⁹ Kristin Gisbert, Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung. In: Bios: Zeitschrift für Biographieforschung, oral history und Lebensverlaufsanalysen, 14 (2001), S. 26–36.

¹¹⁰ Maurice Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin, Neuwied 1966 (Originalausg. Paris 1952, 1. Aufl. 1925), S. 198–201, 362–364, 367–372, 380–382. Siehe ferner die aus Halbwachs' Nachlass zusammengestellte Monografie »Das kollektive Gedächtnis« (Stuttgart 1967).

¹¹¹ Berger/Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion (wie Anm. 40), bes. S. 98–112.

¹¹² Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1999, S. 130–138.

tung aufwiesen¹¹³. Das Prinzip der sogenannten geschlossenen Lehranstalt (*zakrytoe učebnoe zavedenie*), dessen Abschaffung während der Reformdebatten seit den späten 1850er Jahren von den fortschrittlicheren Militärs und Pädagogen, etwa von Nikolaj Pirogov¹¹⁴, gefordert worden war, blieb auch nach der Miljutinschen Ära erhalten. Es bildete weiterhin eine feste Bezugsgröße für die retrospektive Selbstpositionierung der einstigen Zöglinge in der Gesellschaft. In Übereinstimmung damit resultiert in Benuas Erinnerung aus der Isolierung die Unkenntnis¹¹⁵. Gleichwohl erscheint bereits während seines intellektuellen Frühstadiums, trotz Indoktrinierung und Isolierung, der Patriotismus als ständiger Begleiter:

»Überall [im Kadettenkorps] stand die Losung geschrieben: ›Glaube, Zar und Vaterland‹, und beachten Sie, dass an erster Stelle der Glaube stand. Dem Vaterland war nur der letzte Platz zugewiesen. Stets kannten, erinnerten und verehrten wir diese Losung [...] Sterben und zum Helden werden – was kann es Erhabeneres und Besseres geben?

Aber dennoch liebten wir mehr das Dritte – das Vaterland, Russland und alles Russische. Diese Liebe flößten uns Lehrer und Erzieher ein, alles wurde dargebracht und erzählt im Geiste patriotischer Liebe zum Vaterland¹¹⁶.«

Das Vaterland und implizit auch das Volk werden rückschauend zum immerwährenden ideellen Letztwert erklärt, der in der ›Liebe zu allem Russischen‹ eine deutliche nationale Färbung erhält. Der religiöse Bezug hingegen wird vollständig aus der Sinnsuche ausgeblendet. Dabei erhält der Leser genug Informationen, um sich ein entgegengesetztes Bild zu machen. Nicht weniger als zwölf Gebete und Gebetslieder vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, die im Kadettenkorps zur täglichen religiösen Praxis gehörten, werden aufgezählt: »Uns, die Kadetten, erzog man im Geiste der Religion und eines treuen Untertanen¹¹⁷.« Damit waren die Vorschriften, die morgens und abends sowie vor und nach dem Unterricht und dem Essen jeweils ein Gebet vorsahen, wohl erfüllt¹¹⁸.

Wenn Benua, die ›klassische‹ Instanz der Religion übergeht, ist dies nicht zuletzt dem zeitgeschichtlichen Kontext seiner Publikation zuzuschreiben. Die Gewichtverschiebung zu Vaterland und Volk hingegen entspricht den erwähnten Loyalitätsverschiebungen im Offizierkorps, die sich spätestens im zweiten Weltkriegsjahr ankündigten. Nur fungiert nun in Benuas Erinnerung nicht der Krieg beziehungsweise der Bürgerkrieg (und der Zweite Weltkrieg), der ihm doch angeblich erst die Augen geöffnet hat, sondern das Kadettenkorps als Geburtsstätte seiner Loyalitäten. Wiederum stellt sich die militärische Erziehung als ein

¹¹³ Butovskij, *Gody* (wie Anm. 27), S. 333; Krivenko, *Junkerskie gody* (wie Anm. 15), S. 28, 35, 79 f.; Sokolovskij, *Vo Vtorom Kadetskom korpuse* (wie Anm. 6), S. 32 f.; Koževin, *Neformal'nye tradicii* (wie Anm. 32), S. 226 f.; Nadežda Nikolaevna Aurova, *Problema podčinenija v formirovanii ličnosti buduščego oficera: vzaimootnošenija načal'nika i vospitannika v kadetskich korpusah v konce XVIII–pervoj polovine XIX vv.* In: *Voenno-istoričeskaja antropologija: ežegodnik, 2003/2004* (wie Anm. 9), S. 113–126, hier S. 113.

¹¹⁴ Siehe neben den »Fragen des Lebens« (*»Voprosy žizni«*, 1856) eine weniger bekannte Abhandlung von 1860 über die Marine-Offizierschulen: N[ikolaj] I[vanovič] Pirogov, *Zamečanja na očetny morskich učebnyh zavedenij za 1859 god.* In: N[ikolaj] I[vanovič] Pirogov, *Izbrannye pedagogičeskie sočinenija*. Izd. V.Z. Smirnov, Moskva 1953, S. 188–197, hier S. 194.

¹¹⁵ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 69 f.

¹¹⁶ Ebd., S. 70.

¹¹⁷ Ebd. Ähnlich Lykošin, *Vo 2-j Spb. voennoj gimnazii* (wie Anm. 8), 4 (1909), S. 22–24.

¹¹⁸ *Instrukcija opredeljuščaja pravila* (wie Anm. 28), S. 12.

hermetischer Vorgang dar, der von äußeren Einflüssen nicht berührt wurde und keiner Korrektur durch gesellschaftliche Prozesse ausgesetzt war – fast möchte man sagen: glücklicherweise, da ja die ›richtigen‹ Grundwerte vermittelt wurden. Und wiederum gibt sich der Verfasser als bloßes Objekt seiner Erziehung zu erkennen. Die schicksalsschweren Jahre seit 1914 sind an dieser Stelle auf eine chronologische Fortsetzung seiner persönlichen Bestimmung reduziert. Um zeitlosen Gewissheiten Platz zu machen, treten sie hinter die Sozialisationsinstanzen seiner Kindheit zurück. Das ist das eine.

Auf der anderen Seite scheint er selbst nur halb davon überzeugt zu sein, dass es das primäre ideologische Anliegen der Institution gewesen wäre, die Gefühle »aufrichtiger Ergebenheit gegenüber dem Thron« durch einen russischen Patriotismus jenseits der Monarchie zu ersetzen. Zwar stand der Zar in den Kadettenanstalten nicht konkurrenzlos da¹¹⁹. Aber gänzlich aus der Erinnerung ausblenden lassen sich die verbindlichen Anschauungen eines Offiziers des Zaren nicht:

»Das Kadettenkorps zog in uns die Überzeugung heran, dass wir, die Diener des Zaren, die wahren Herren Russlands seien. Das Volk, der russische Bauer, den wir ›in Abwesenheit‹ liebten, war weit, weit entfernt von uns. Uns schien, dass alles auch so sein soll, alles gut läuft, und wenn wir mit etwas unzufrieden waren, dann nur mit den Studenten – den ›inneren Feinden‹, mit Leuten, die begannen, ›ins Volk zu gehen‹, mit den Unruhestiftern. Aber all dies schien nur eine Kleinigkeit, eine Bagatelle zu sein. Sie alle, dachten wir, lassen sich leicht gefügig machen zusammen mit den Juden.

Wenn ich mich jetzt an unser Verhältnis zum Zaren und zum Zarenhaus erinnere, dann denke ich, dass es für eine bestimmte Klasse oder Schicht von Menschen eine Massenpsychose der Vergötterung war¹²⁰.«

Treue gegenüber dem Herrscher und Aufopferung in seinem Dienst wurden mit einer Offizierkarriere und mit sozialer und insofern auch politischer Partizipation am Herrschaftssystem vergolten. Der Autokrat stand an der Spitze des Russländischen Reiches, der *Rossijskaja imperija*. Daneben bildete das russische Volk, der einfache Bauer und seine Beständigkeit, einen Garanten für das Wohl des Landes und in seiner Untertanenschaft einen Ausgangspunkt für das Selbstverständnis der Kadetten, zur Herrscherschicht des Vaterlandes zu gehören. Nichts lag näher, als diese Deutungsangebote zu übernehmen. Und anders als die Instanz von Glaube und Orthodoxie lässt sich nun die Zugehörigkeit zur herrschenden ›Klasse‹, wie Benua es politisch korrekt ausdrückt, offenbar nicht einfach in Abrede stellen. Um die soziale Herkunft von ihrem politischen Potenzial und ihrer ethischen Verantwortlichkeit zu entlasten, wird sie an die Autokratie gebunden – dies allerdings in apotheotischen Gedankengängen: Für die Kadetten sei der Zar »der göttliche Gesalbte, ein Wesen höherer Ordnung, der Statthalter Gottes auf Erden« gewesen¹²¹.

Der Appell an den historischen Kampf einer in ihrer Heimatliebe geschlossenen Armee weist erneut Missklänge auf, sobald Benua sich auf das emotional stärker verminten Terrain der national-politischen Loyalität begibt, etwa wenn er seine Erschütterung über den Einzug der mit der Rada verbündeten deutschen Truppen in die Ukraine beschreibt: Der Anblick, wie die Besatzer zu Beginn des Jahres 1918 in der Nähe von Žitomir unbehelligt und schon im Gefühl des Sieges »über unsere

¹¹⁹ Vgl. Anm. 18, *Položenie o kadetskich korpusach*.

¹²⁰ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 70.

¹²¹ Ebd.

russische Erde fahren«, machte ihn weinen. Nicht nur konnte er mit der Losung »Frieden ohne Annexionen und Kontributionen« begreiflicherweise nichts anfangen¹²²; er demonstriert zudem eine Heimatverbundenheit, die ihn von der Bevölkerungs- und Soldatenmehrheit unterschied. Diese Feststellung lässt sich treffen, obwohl in der Historiografie die Frage nach einem Patriotismus oder Nationalgefühl während des Weltkriegs bislang nicht zufriedenstellend beantwortet wurde. Ob die integrative Kraft des Patriotismus an wechselnden Inhalten hing und er sich nur als diversifizierter, dynamischer Prozess verstehen lässt¹²³, oder ob eine Art patriotischer oder nationalbewusster Grundhaltung existierte, die freilich nicht einfach zu definieren ist¹²⁴ – die Kategorien der Dynastie und Monarchie besaßen eine weit geringere identitätsstiftende Bedeutung, als ihnen oft zugeschrieben wurde¹²⁵. Und für die Bauern(-Soldaten) fand sich die Heimat, die es zu verteidigen galt, eher in der dörflichen Lebenswelt als im Russischen Reich. In Benuas Rückschau wirken Identitätsmerkmale zusammen, die im ausgehenden Zarenreich eher in Opposition zueinander gestanden hatten. Im Bürgerkrieg träumte er davon, dass wie einst zur Zeit der Smuta zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein *Zemskij sobor*, eine Art Landesversammlung, einen neuen Zaren küren würde und schließlich »über dem geschändeten Russland von neuem der doppelköpfige Adler und die russische Nationalflagge weht«¹²⁶. In diesen wenigen Momenten, in denen die Erinnerung nationalistisch-romantisierende Vorstellungen hervorkehrt, bedient er sich einer schlichten Symbolik, und dabei kümmert er sich wenig um bildliche oder begriffliche Stringenz, spricht von der russischen Erde (*russkaja zemlja*) wie vom Russländischen Reich (*Rossijskaja imperija*). Ganz offensichtlich stellt es für ihn kein Problem dar, ein russisches, nationales Heimatverständnis mit russländischer, monarchisch-imperialer Gesinnung in Einklang zu bringen. Es entsteht der Eindruck, dass er zu denjenigen zu zählen ist, bei denen die ebenso simple wie anachronistische Kriegsbotschaft der Autokratie, der Zar an der Spitze von Volk und Armee vermöge in schweren Zeiten die Nation zu einen¹²⁷, auf fruchtbaren Boden gefallen war. Das lässt sich nur bedingt auf das regierungsamtliche Ideologem zurückführen, das bis zum Krimkrieg und darüber hinaus ein russisches Nationalbewusstsein durch einen übernationalen Dynastiebezug zu besetzen suchte und für das die Forschung Begriffe wie »offizielle Nationalität«¹²⁸ oder »Reichspatriotismus«¹²⁹ bereithält. Bei Benua beziehen sich russische Nation und dynastischer, russ-

¹²² Ebd., S. 87.

¹²³ Hubertus F. Jahn, *Patriotic culture in Russia during World War I*, Ithaca, NY, London 1995, S. 38 f., 59–62, 83, 97, 109 f., 114 f., 147, 173–175.

¹²⁴ Solche Definitionsprobleme werden deutlich bei Stephen Norris, der in expliziter Abgrenzung zu Jahn argumentiert: Stephen Michael Norris, *Russian images of war: The *lubok* and wartime culture, 1812–1917*, Ph.D. diss., University of Virginia 2002; Ann Arbor, MI 2004, bes. S. 353–439.

¹²⁵ Zur Entwicklung des russischen Nationsbegriffs: Andreas Renner, *Russischer Nationalismus und Öffentlichkeit im Zarenreich 1855–1875*, Köln, Weimar, Wien 2000, bes. S. 27–41.

¹²⁶ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 89.

¹²⁷ Richard S. Wortman, *Scenarios of power. Myth and ceremony in Russian monarchy*, 2 vols., Princeton, NJ 1995–2000, vol. 2, S. 512–519.

¹²⁸ Nicholas V. Riasanovsky, *Nicholas I and the official nationality in Russia, 1825–1855*, Berkeley, CA [u.a.] 1959.

¹²⁹ Andreas Kappeler, Bemerkungen zur Nationsbildung der Russen. In: *Die Russen. Ihr Nationalbewußtsein in Geschichte und Gegenwart*. Hrsg. von Andreas Kappeler, Köln 1990, S. 19–35; Andreas Kappeler, *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall*, München 1992, bes. S. 198–202.

ländischer Staat aufeinander. Doch so wie er mit Blick auf die deutschen und österreichischen Kriegsgegner jede nationale Polarisierung unterlässt, vermeidet er jetzt den Begriff der Nation. Man ist versucht zu sagen, er tabuisiert ihn.

Einem exklusiven Bekenntnis zur ›Nation‹ ausweichend, ist Benua ebenso zurückhaltend bei der Wiedergabe von Feindstereotypen. Abgrenzung nach außen und Ausgrenzung im Innern gelten als nahezu regelhafte Begleiterscheinungen oder gar Voraussetzungen der Nationsbildung. Die Integration der eigenen Nation oder nationalen Großgruppe bedingt sowohl den »Druck von außen«, wie bereits Eugen Lemberg feststellte¹³⁰, als auch den Gegner im Innern, das Fremde, das sich ihr vermeintlich oder tatsächlich in den Weg stellt¹³¹. Die Kriegsgewalt nimmt zwar einen wesentlichen Platz in Benuas Retrospektive ein, aber mit den kategorischen Feindbildern fehlt ein entscheidender Faktor, um Gewaltausübung zum sinnstiftenden Vorgang werden zu lassen. Das gilt selbst noch für den Bürgerkrieg. Der Kampf wurde ohne Erbarmen geführt, und eine Patrone hielt man stets im Revolver, um ›den Roten‹ nicht lebend in die Hände zu fallen; doch zeigt sich die Erinnerung ähnlich wie mit Blick auf die Weltkriegsgegner mit keinen negativen, abwertenden Zuschreibungen verbunden¹³². Kriegs- und Gewalterlebnissen fehlen positive bedeutungstragende Funktionen, insofern ihre Opfer, die gefallenen Kameraden wie die getöteten Gegner, keine ideelle Sinngebung offenbarten. In der Akzeptanz und Ausübung von Gewalt lag kein konstitutiver Akt der Nationsbildung, wie es einem, zugespitzt formuliert, sozialanthropologischen Layout von Nationalisierung entspräche¹³³. Folgerichtig findet sich trotz Vaterlandsliebe keine zweckmäßige Erklärung für den Tribut an Menschenleben, der tagtäglich für einige Meter Frontverschiebung erstattet werden musste¹³⁴. Der Krieg war mehr Schicksalsinstanz als Exklusions- und Integrationsinstanz, und der einstige Offizier präsentiert sich eher als Leidtragender der Zeitläufte denn als »sociable killer«¹³⁵, der, befähigt und bereit zur Gewalt, die primären Kohäsionskräfte einer Nation verkörpert hätte.

Doch gänzlich ohne Feindbild kann oder will auch Benua nicht auskommen. Wenigstens einer Erwähnung bedarf es. Sie zielt auf die Indoktrinierung, mit der man ihn in seiner Jugend gegen die ›inneren Feinde‹ der Autokratie, gegen sozialrevolutionäre und antimonarchistische Bewegungen, gewappnet hat. Das in diesem Zusammenhang gemachte Eingeständnis der Judenfeindlichkeit im Offizierkorps beziehungsweise im Kadettenkorps wirkt wie eine Fußnote seiner Erinnerung: Auch Juden galten als politisch gefährlich¹³⁶. Der Umgang mit potenziellen jüdischen Offizieranwärtern in der zarischen Armee war im Grundsatz stets diskriminierend und restriktiv und in der Praxis widersprüchlich gewesen, woran auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wenig änderte, bis ihnen in den 1880er Jahren der Zugang zu den Offizierschulen und der externen Offizierprüfung endgültig versperrt wurde¹³⁷. Die Gleichsetzung von Juden mit Aufrührern gegen den

¹³⁰ Eugen Lemberg, *Nationalismus*. 2 Bde, Reinbek 1964, Bd 2, S. 82–86, 129.

¹³¹ Dieter Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, München 2000, S. 49–54.

¹³² Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 91.

¹³³ Vgl. etwa das Konzept von Sanborn, *Drafting* (wie Anm. 25), bes. S. 165–200.

¹³⁴ Benua, *Sorok tri goda* (wie Anm. 1), 1967/9, S. 83.

¹³⁵ Sanborn, *Drafting* (wie Anm. 25), S. 166.

¹³⁶ Vgl. das Zitat oben, wie Anm. 120.

¹³⁷ Zajončkovskij, *Samoderžavie* (wie Anm. 13), S. 200–202; Werner Benecke, *Militär, Reform und Gesellschaft im Zarenreich. Die Wehrpflicht in Russland 1874–1914*, Paderborn

Staat bildete ein klassisches jüdenfeindliches Stereotyp; später war es in der Weißen Armee und in den mit ihr verbündeten nationalen Streitkräften der Ukrainer, Polen und Rumänen die Gleichsetzung mit Kommunisten¹³⁸. Was der Memoirist beiläufig einfließen lässt, nimmt sich wie ein Nebenprodukt seiner militärischen Sozialisation aus. Womöglich scheint es ihm von noch konfligierender Natur zu sein als die Virulenz der nationalen, ethnischen Gemengelage in den russischen Streitkräften. Der einzige Anlass, der Letztere in Erinnerung ruft, ist der Fall des tatarischen, moslemischen Kriegshelden, und dieser stößt auf ungetrübte Sympathie, gar Bewunderung – im Gegensatz zu vielen seiner Glaubensbrüder, die den Aversionen ihrer russischen Vorgesetzten und Kameraden ausgesetzt waren¹³⁹. Mit Blick auf die Juden vermeidet der Memoirist nicht nur jede rassische, ethnische, religiöse Konnotation; er verzichtet überhaupt auf jede Wertung aus eigener Anschauung und Erfahrung. Stellt die ›Judenfrage‹ ein Thema dar, das anders als die nationale Frage nicht einmal die Andeutung einer eigenen Position erlaubt? Immerhin kämpfte im Ersten Weltkrieg etwa eine halbe Million Soldaten jüdischen Glaubens in den zarischen Schützengräben – währenddessen sie noch angesichts größter Nachwuchssorgen nicht als Offiziere geduldet wurden¹⁴⁰. (In der deutschen Armee, selbst in einem traditionell so jüdenfeindlichen Offizierkorps wie dem württembergischen¹⁴¹, gab man sich da aufgeklärter beziehungsweise pragmatischer.) Auch nach mehr als einem halben Jahrhundert handelt es sich um ein vorgeblich politisches und dabei ziemlich abstraktes Feindbild. Es speist sich nicht aus Kriegs- und Bürgerkriegserfahrungen, gibt jedoch eine Ahnung davon, wie in der russischen Armee der Antisemitismus als Vehikel für einen nationalen Selbstentwurf via Ausgrenzung instrumentalisiert werden konnte¹⁴².

Kein Nationalismus ohne »giftige Feindideen«¹⁴³ – es findet sich wenig in den Aufzeichnungen, das ihrem Verfasser den Vorwurf eintrüge, ein Nationalist zu sein. Benedict Anderson setzt der Xenophobie des Nationalismus und dem Rassismus (»Kolonialrassismus« – sein Untersuchungsfeld ist ja nicht zuletzt Südostasien) das Bejahende des Patriotismus entgegen: das Phänomen der »politischen Liebe«, ein Gefühl natürlicher Verbundenheit mit den *imagined communities*, mit *patria*, Vaterland, *motherland*, *home* oder Heimat. Es bedarf mancher methodischer und begrifflicher Verrenkungen, um einen aufopferungsvollen, aber ›unschuldigen‹ Patriotismus (gar Nationalismus?) aus dem düsteren Schatten, den Nationswerdung und Nationsbehaftung werfen, heraustreten

[u.a.] 2006, S. 270, 281 f.; Andrej Aleksandrovič Michajlov, *Rossijskie kadetskije korpusa*. In: *Voprosy istorii*, 12/1997, S. 124–130, hier S. 125.

¹³⁸ Dietrich Beyrau, Alte Vorurteile und neue Chancen. Die Juden in den russischen Streitkräften 1900 bis 1926. In: *Osteuropa*, 53 (2003), S. 1793–1809.

¹³⁹ Salavat Mitchatovič Ischakov, *Pervaja mirovaja vojna glazami rossijskich musul'man*. In: *Rossija* (wie Anm. 77), S. 419–431, hier S. 424 f.

¹⁴⁰ Wildman, *The end* (wie Anm. 9), vol. 1, S. 103; Kenez, *A profile* (wie Anm. 13), S. 148.

¹⁴¹ Joachim Fischer, *Das württembergische Offizierkorps 1866–1918*. In: *Das deutsche Offizierkorps 1860–1960. Büdinger Vorträge 1977*. In Verbindung mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt hrsg. von Hanns Hubert Hofmann, Boppard a.Rh. 1980, S. 99–138, hier S. 110–113.

¹⁴² Sanborn, *Drafting* (wie Anm. 25), S. 116–122.

¹⁴³ Hans-Ulrich Wehler, *Nationalismus und Fremdenhaß*. In: Hans-Ulrich Wehler, *Die Gegenwart als Geschichte. Essays*, München 1995, S. 144–158, hier S. 149.

lassen zu wollen¹⁴⁴. Unser Memoirist hält es simpler in der Argumentation, aber ähnlich in der Konsequenz: Auf einer anderen intellektuellen Ebene, auf der jede Äußerung und Begriffswahl auf persönlichen, lebensgeschichtlich hergeleiteten Erwartungen beruhen, sucht er die Schattenseite seiner Erinnerungen zu verlasen, um sich unter der Sonne der Vaterlandsliebe ins rechte, wärmende Licht zu rücken.

5. Ausblick: Zur Konstruktion von Erinnerung

Es bildet das erklärte Ziel Benuas, seine eigene Geschichte und die Beweggründe für die Entscheidungen, die er traf und von denen manche sich als Wendemarken seines Lebens erwiesen hatten, für den Leser nachvollziehbar zu machen. Um sein Leben zu rechtfertigen und in seiner Gegenwart nach einem Platz für seine Vergangenheit zu suchen, schlägt er einen vergleichsweise einfachen Weg ein: von der Warte des Bekehrten aus, der sich in erster Linie als Objekt, zeitweise auch als Opfer verschiedener unbedingter Instanzen sieht. Diese letzten Endes apologetische Absicht setzt an der Kindheit an, denn seitdem scheint sein Schicksal vorgezeichnet gewesen zu sein. Schon im Elternhaus brachte man ihm die Liebe zum Zaren bei, im Kadettenkorps verinnerlichte er seine künftige Bestimmung als Offizier, in der Militärschule erhielt er neben einer Ausbildung den letzten ideologischen Schliff, und als er die Anstaltsmauern verließ, fand er kaum Gelegenheit zur Besinnung, denn nun folgten Krieg, Revolution und Bürgerkrieg. Seine Vergangenheit verleugnen kann und will er nicht. Zu ihrer Deutung findet sich die Treue zum Vaterland. Benuas Patriotismus gerät von einem positiv besetzten Erinnerungswert in der Tendenz zu einem ›allumfassenden Bezugssystem‹¹⁴⁵, das auf schlichte Symbole baut, die Vergangenheit legitimieren und ihn mit der Gegenwart verbinden und versöhnen soll. So wenig uns an Einzelheiten über die Erinnerungssituation bekannt ist, so deutlich werden die Legitimationszwänge, denen er ausgesetzt ist. Indem sich seine Erinnerungen auf das Vaterland als eine sozial-hierarchisch und politisch übergreifende ideelle Leitinstanz fokussieren, lassen sich einstige Orientierungsgrößen wie Offizierstand und Gardekorps, Religion und Orthodoxie, Autokratie und Dynastie sowie die eigene soziale Herkunft relativieren.

Für den Prozess seiner sozialen Neuverortung bilden Benuas patriotische Erinnerungen eine Notwendigkeit. Ein Versuch konsequenter Selbstreflexion sieht freilich anders aus, und offenbar bewegen ihn Erinnerungen, die sich nicht ineinander fügen. Dies wird besonders deutlich auf zwei ideologisch zentralen Bedeutungs- und Begriffsfeldern, die er, von seiner Vergangenheit bis in seine Gegenwart, nie zu verlassen vermochte: politische Loyalität und nationale Selbstbeschreibung. Vielleicht war Benua ›unpolitisch‹. Seine Absicht, sich so darzustellen, wirkt wie eine verspätete Selbstzuschreibung typischer Wahrnehmungsweisen eines Offiziers im vorrevolutionären Zarenreich und fügt sich nahezu reibungslos in das tra-

¹⁴⁴ Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, 2. Aufl., Frankfurt a.M., New York 1993 (Originalausg. London 1983), S. 142–154, Zitat S. 150, 144.

¹⁴⁵ Berger/Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion* (wie Anm. 40), S. 103.

ditionelle Forschungsbild: gewohnheitsmäßig loyal gegenüber Monarchie und Dynastie, ohne wirklichen Korpsgeist und in seinen anti-intellektuellen Ressentiments auch dann noch ein »Bollwerk des Konservativismus«¹⁴⁶, als die Gesellschaft bereits in einen differenzierenden Politisierungsprozess eingetreten war und die Fundamente des Zarentums ins Wanken gerieten. Allein in dem Verzicht, auf überkommenen adligen und militärischen Standesprivilegien zu beharren, unterscheidet sich Benuas Selbstdarstellung konsequent – was angesichts des gesellschaftlichen Erinnerungskontextes nicht zu überraschen vermag.

Ebenso versagt er sich in seiner Erinnerung weitgehend nationalistische und chauvinistische Rhetorik gegen äußere und innere Feinde und macht seine Opferbereitschaft zu einem zentralen Orientierungspunkt. Wusste er während des Krieges nicht nur, wogegen er kämpfte, sondern auch, wofür? Eignete er sich also – anders als angeblich die meisten russischen Zeitgenossen¹⁴⁷ – als ein Beispiel positiver ideeller Nationsfindung? Auf den ersten Blick scheint an Benuas Sozialisation die Vergesellschaftung des Einzelnen, die zum Zwecke der Reproduktion und generationsübergreifenden Bestandssicherung von Gesellschaft erfolgt, leicht ablesbar: Es entsteht der Eindruck, dass seine Erziehung ihn unbeirrt auf das Komende vorbereitet hatte. Doch eine »bloße ad-hoc-Erziehung« im Sinne einer monokausalen Zieldeterminierung büßt mit wachsender Komplexität der sozialen Umwelt ihre gesellschaftspolitische Rationalität ein¹⁴⁸. Selbst aus der zeitlich nachgeordneten, reflektierten Perspektive hätte Benua wenig zu einem Kanon identitätsstiftender Merkmale der Nation beizutragen. Einen solchen festzulegen erscheint ohnehin fragwürdig¹⁴⁹. Doch gerät die Identitätsvielfalt, die Anlass gibt, auf Entwicklungsalternativen zur Zwangsläufigkeit moderner Nationsbildung zu schließen¹⁵⁰, im Fall Benuas eher zu einer Identitätsratlosigkeit. Da er sich andererseits einer antipodischen Aufbereitung seiner Vergangenheit verschließt, steht schließlich die Selbstverortung in der »vorgestellten Gemeinschaft« des *otečestvo*, des Vaterlandes, auf schwachen Füßen. Am Ende erscheint dem Memoiristen das Bekenntnis zum Zarentum und Großrussischen Reich als Ausweis einer erfolgreichen Sozialisation womöglich als der nächstliegende, wenn nicht einzig gangbare Weg seiner Selbsterkenntnis und Selbstvergewisserung. Verständnis zu wecken mag mit positiven Selbstzuschreibungen eher gelingen als mit ausgrenzenden Fremdbeschreibungen – doch bleiben jene unvollständig: »Man muss wissen, wer man nicht ist, um ganz bei sich zu sein«¹⁵¹.

¹⁴⁶ John L.H. Keep, *Soldiers of the tsar. Army and society in Russia, 1462–1874*, Oxford 1985, S. 320, 379.

¹⁴⁷ Jahn, *Patriotic culture* (wie Anm. 123), S. 173.

¹⁴⁸ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, 7. Aufl., Frankfurt a.M. 1999, S. 280–282, 325–331, Zitat S. 281.

¹⁴⁹ Heinz-Gerhard Haupt und Charlotte Tacke, *Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert*. In: *Kulturgeschichte heute*. Hrsg. von Wolfgang Hardtwig und Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1996 (= *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderh. 16), S. 255–283, bes. S. 264–267.

¹⁵⁰ Bernhard Giesen, *Einleitung*. In: *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit*. Hrsg. von Bernhard Giesen, Frankfurt a.M. 1991, S. 9–18, hier S. 10 f.

¹⁵¹ Zit. nach Jörg Baberowski, *Der Feind ist überall. Stalinismus im Kaukasus*, München 2003, S. 22.

Auch das autobiografische Gedächtnis, als eines von mehreren Gedächtnissystemen, bildet in Teilen ein »Sozialisationsprodukt«. Es zeigt sich zwar durch seine biologischen Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen eingeschränkt, aber während seiner Entwicklungsstadien (vom embryonalen und frühkindlichen bis zum erwachsenen) treten die biologischen immer weiter hinter die sozialen und psychologischen Voraussetzungen zurück. Seine Funktionalität ist vom Erinnerungskontext abhängig¹⁵². Bei dem Versuch, Erinnerungsprozesse und ihre hermeneutische Problematik zu erklären, scheinen sich also Einsichten von Kultur- und Sozialwissenschaften mit naturwissenschaftlich fundierten Urteilen über das menschliche Erinnerungsvermögen zusammenzufügen. Wenn ein bekannter deutscher Hirnforscher vor der versammelten Historikerkunft seines Landes zu der Schlussfolgerung gelangt, Wahrnehmungen und Erinnerungen seien nichts anderes als »datengestützte Erfindungen«, dann wird er damit wohl seiner Rolle als *Advocatus Diaboli* gerecht¹⁵³. Doch klingt dies kaum radikaler – nur individualistischer aus dem Mund des Neurologen – als der Schluss, den Halbwachs aus den Wahrnehmungsprägungen innerhalb der *cadres sociaux* zog: »wir bemerken nicht, dass wir indessen nur ein Echo sind«, nämlich ein Echo unserer Umwelt, was ihn vor etlichen Jahrzehnten zu der Annahme von unterschiedlichen persönlichen/autobiografischen und sozialen/historischen Gedächtnisformen führte¹⁵⁴. Es lässt sich auch konstruktiver formulieren: Das Erinnern weist eine ewige »Dialektik von Individualität und Sozialität« auf. Es ist kommunikativ¹⁵⁵.

Insofern erschien es ein wenig einfach, die zurückhaltenden, häufig relativierenden Positionen Benuas hinsichtlich seiner eigenen ideologischen und sozialen Entwicklungen mit bloßem Opportunismus zu erklären. Um die Wege und Umwege von Erinnerungen nachzuvollziehen und schließlich zu den individuellen Erinnerungskonstruktionen zu gelangen, müssen Erfahrungssituation und Erfahrungsprägungen ebenso wie die Erinnerungskontexte bekannt sein. Dies ist nicht nur eine Frage des historischen Wissens, etwa über soziale und politische Legitimationszwänge, in die sich die Argumentation eines Memoiristen einbetten ließe, sondern ebenso eine Frage der Gewichtung zwischen verschiedenen Faktoren, die Erinnerungsleistungen potenziell beeinflussen und außerdem mit dem Instrumentarium des Historikers oder Kulturwissenschaftlers nicht oder nur bedingt zu erfassen sind. Der Interpret von Erinnerungen trifft nicht nur Entscheidungen – er trifft Entscheidungen, deren angenommene Kausalität ihn grundsätzlich über sein eigentliches Fachgebiet hinausführt.

Das gilt zum einen für die Vergewärtigung so existenzieller Erfahrungen wie den im Krieg gemachten. In einer Zusammenschau elementarer psychischer Kriegsfolgen, in die Beispiele aus fünftausend Jahren dokumentierter Kriegsgeschichte eingegangen sind, kommt Richard Gabriel zu dem Schluss, dass Menschen sich durch ihre Erlebnisse im Krieg schon immer seelisch und geistig und

¹⁵² Harald Welzer, Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es?. In: *Bios: Zeitschrift für Biographieforschung, oral history und Lebensverlaufsanalysen*, 15 (2002), S. 169–186, Zitat S. 185.

¹⁵³ Eröffnungsvortrag von Wolf Singer auf dem 43. Deutschen Historikertag 2000 in Aachen, in der veröffentlichten Fassung: Wolf Singer, Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft. In: Wolf Singer, *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*, Frankfurt a.M. 2002, S. 77–86, hier S. 86.

¹⁵⁴ Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis* (wie Anm. 110), S. 27, 36.

¹⁵⁵ Welzer, *Das kommunikative Gedächtnis* (wie Anm. 73), S. 221 f.

körperlich zerrüttet fanden; unabhängig also von der Waffentechnik und von der ›Totalität‹, mit der sie sich anwenden lässt. So pauschal dieser Befund ausfällt, auf der Ebene des individuellen Erlebens zieht er jegliche Rationalität des Krieges in Zweifel¹⁵⁶. Gleichwohl bleibt dem Interpreten nichts anderes übrig, als sich dem Phänomen der Kriegserfahrung in einer Denkweise von Ursache und Wirkung anzunähern. Weiterführende Vergleiche würden vielleicht zeigen, dass elementare Emotionen und Verhaltensmuster in der Regel übereinstimmen¹⁵⁷. Krieg ist gewollte, organisierte und massenhafte Gewalt des Tötens und Getötetwerdens. Vor dieser Projektionsfläche findet die Erforschung des Krieges, seiner Ursachen, Wirkungen und Darstellungen, letztlich statt, auch wenn der Ablauf des Krieges, der Kampf, nicht thematisiert wird und das Töten und Sterben nur in der gedanklichen Verlängerung zum Vorschein kommen (oder eben unterdrückt werden). Kriegsgeschichte ist »Thanatologie«¹⁵⁸. Bis zu einem gewissen Grad lassen sich Benuas Wahrnehmungen und Verhaltensweisen im Krieg kontextualisieren und analysieren. Aber seine Sinnsuche fördert wenig zutage, das über bekannte Erinnerungsmuster hinausgehen und einer Todeskunde neue Nahrung geben würde. Im Gegensatz zu anderen Memoiristen betreibt er auch kaum Heroenkunde, um den Schrecken des Krieges nachträglich ein positives Identitätsmuster entgegenzusetzen. Für einen Moment scheinen seine Kriegserfahrungen einen ebenso furchtbaren wie folgerichtigen Ausweg aus seinem Loyalitäts-Dilemma zu bieten: Jegliche Individualität relativierend, setzte der Krieg die Gemeinschaft der Offizierschule in der Gemeinschaft der Kriegsbruderschaft fort. Doch am Ende begräbt der Krieg nicht nur alle Opferbereitschaft unter sich, sondern bedeutet auch ein Opfer für Ideale, die sich in seinem Verlauf überlebt hatten und von denen sich ohnehin nicht unanfechtbar sagen lässt, dass sie es wert gewesen wären; zumal nachdem sie in einem Bürgerkrieg erneut infrage gestellt worden waren. Sobald er sich in der Rolle als Offizier-Vaterlandsverteidiger stilisiert, kann sich der Memoirist nur noch bedingt im patriotischen Kriegskollektiv behaupten.

Zum anderen ist davon auszugehen, dass Benuas Erinnerungen nicht in einer weiter zurückliegenden, wenngleich ihn nachhaltig prägenden Lebensphase in den Offizierschulen und im Krieg verharrten. Sie wurden ebenso durch Faktoren beeinflusst, die im anschließenden Zeitraum, in dem zumindest streckenweise die russische Emigration und das einst weiße Offiziermilieu seine Lebenswelt bildeten, und bis in die Gegenwart hinein zu suchen sind, als er in einem neuen Erfahrungsraum nach Orientierung und, sprechen wir es ruhig aus, nach Identität in einem Kollektiv sucht. Zweifel am Mehrwert des »ja an sich hochabstrakten Begriffs« der kollektiven Identität, wie es in einer nicht unpolemischen, vielbeachteten Kritik heißt, sind angebracht. Solange man ihm nicht die Veränderlichkeit von Wahrnehmungen und Deutungen, variierende Urteile und Verurteilungen zugesteht, bleibt er leblos¹⁵⁹. Einer analytischen Kategorie, die auf kollektive Kohäsionskräfte von

¹⁵⁶ Richard A. Gabriel, *No more heroes. Madness and psychiatry in war*, New York 1987, S. 4, 45–96.

¹⁵⁷ Vgl. zu französischen, britischen, russischen und türkischen Soldaten im Krimkrieg Robert B. Edgerton, *Death or glory. The legacy of the Crimean War*, Boulder, CO 1999, S. 215–243.

¹⁵⁸ Michael Geyer, *Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht*. In: *Physische Gewalt* (wie Anm. 47), S. 136–161, bes. S. 136, 157 f. (Zitat).

¹⁵⁹ Lutz Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek 2000, S. 30 (Zitat), 43–48.

Bestand zielt, nimmt diese Einsicht freilich einen Teil ihrer Zweckdienlichkeit. Anders ist es mit der Ich-Identität, bei der sich ein gerüttelt Maß an Subjektivität leichten Herzens akzeptieren lässt. Nun geht aber das Bewusstwerden des individuellen Andersseins, der Einzigartigkeit, mit dem Bewusstwerden der eigenen Position im Gesellschaftsgefüge zusammen. Und die Abnutzung oder gar das Versagen der Ich-Identität können gravierende Beeinträchtigungen des Selbstwertgefühls nach sich ziehen¹⁶⁰. Es stellt ein natürliches soziales und kulturelles Verhalten dar, dass Benua sich um so etwas wie eine Identität bemüht. Auch in seinem Fall wird man sich mit »Plausibilitätskonstruktionen« zufriedengeben müssen, ohne ein Gesamtbild der Wahrnehmungs- und Handlungsstrukturen, geschweige denn der Persönlichkeitsentwicklung erstellen zu können¹⁶¹. So ist nicht abschließend zu beantworten, welche der institutionell und über Generationen vermittelten fremden Erfahrungen, die in jede Erfahrung eingehen¹⁶², die dominanten sind. Sichtbar wird, dass er bei dem Versuch, die ihn einst prägenden ideellen Instanzen zu relativieren, den Deutungsangeboten erliegt, die er verinnerlicht hatte, und dadurch in trübes, unsicheres Fahrwasser gerät. Die funktionalen, institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen er aufwuchs, scheinen tief genug gewirkt zu haben, um auch in späteren Lebensphasen Orientierung zu bieten. Doch Teile davon, vor allem negative, gewaltbehaftete Sozialisationserfahrungen, werden ausgeblendet, weil sie eine soziale Wirklichkeit bedeuten, die der Vergegenwärtigung einer »störungsfreien« Persönlichkeitsentwicklung und Offizierwerdung entgegenstehen. Und je tiefer sich die Erinnerungen im einstigen ideellen Fundament verankert glauben, desto brüchiger wird ihre Konsistenz. So bleibt das Kadettenkorps zwar die Lehranstalt der Autokratie, wird aber zugleich zur Stätte einer zeitlos positiven Sozialisation im Namen der überpolitischen Instanz des Vaterlandes. Von dessen Rettung abgesehen, findet der Memoirist zu keinerlei generell positiven Identifikationsmustern. Plausibel ist es allemal, dass er noch nach einigen Jahren nicht wirklich in der neuen Gesellschaft »angekommen« ist und der aus der Vergangenheit übernommene soziale Bezugsrahmen seiner Erinnerung sich noch nicht völlig aufgelöst hat. Identitäten sind weder naturgegeben noch erzwingbar. Einmal mehr zeigt sich, dass der Mehrwert von Erinnerungsliteratur nicht so sehr in ihrem »Wahrheitsgehalt« als in der kontextabhängigen Selbstwahrnehmung liegt, und der Kontext wird eben auch von unvollständigen, verborgenen oder längst vergangenen und erst im Nachhinein festgehaltenen Empfindungen und Eindrücken des Verfassers bestimmt.

Man kann sich des Eindrucks einer gewissen Beliebigkeit unserer Gedächtnis- und Kognitionsleistungen nicht erwehren. Daraus folgt nicht die Kapitulation vor der sozialen und biologischen Bedingtheit unserer Wahrnehmung, sondern die Notwendigkeit, möglichst viele ihrer Seiten zueinander in Beziehung zu setzen. Nur auf den ersten Blick erscheint es paradox, dass die Ansichten der Neurowissenschaften den Quellenwert individueller Erinnerungen zugleich relativieren und bestätigen. Der Siegeszug des historischen Subjekts, der sich seit geraumer Zeit in der geschichts- und kulturwissenschaftlichen Methodologie beobachten lässt, findet Unterstützung durch den Neurowissenschaftler, dessen Ausgangspunkt ja das

¹⁶⁰ Assmann, Das kulturelle Gedächtnis (wie Anm. 112), S. 132 f.

¹⁶¹ Andreas Gestrich, Vergesellschaftungen des Menschen. Einführung in die Historische Sozialisationsforschung, Tübingen 1999, S. 29 (Zitat), 34.

¹⁶² Koselleck, »Erfahrungsraum« (wie Anm. 75), S. 354.

einzelne Gehirn bildet. Beruhigt nimmt man zur Kenntnis, dass das menschliche Gehirn mit dem autobiografischen – häufig auch: episodischen – Gedächtnis über einen festen Platz für »die Ereignisse unserer eigenen Vergangenheit« verfügt¹⁶³. Diese Gedächtnisform funktioniert in einer deklarativen, expliziten Weise: Im Unterschied zu impliziten Gedächtnisformen ist es für bewusstes Lernen und Wiedererinnern zuständig. Dadurch wird die Verbalisierung von Erinnerungen ermöglicht, worin ja eine Voraussetzung der textgestützten Analyse liegt. Ein reflexives und bewusstes Erinnern ist also grundsätzlich gegeben, und dennoch verbürgt das autobiografische Gedächtnis nicht die ständige Abrufbarkeit der Autobiografie. Denn das Gedächtnis ist selektiv und kreativ. Benuas Aufzeichnungen mögen als Beleg dafür dienen. Seine Erfahrungen sind in ihrer existenziellen Tragweite und ideellen Verwurzelung mit der angestrebten Wirklichkeit unverträglich.

Die Potenziale interdisziplinärer Ansätze abzuschätzen, obliegt größeren Geistern. Niemand wird die im Magnetresonanztomografen markierten Hirnareale als Blaupause für historische Quellenanalysen verwenden wollen. Die Entscheidung »Proband oder Tagebuch« ist wegweisend; sie bestimmt – und ist bestimmt durch – Zielsetzung und Methode. Jedoch scheinen Barrieren weniger durch das spezifische Erkenntnisinteresse als durch den daraus abgeleiteten Erklärungsanspruch errichtet zu werden, mithin weniger methodologischer als menschlicher Natur zu sein. Deutungsmonopole sind unlogisch. Während dem einen Urteil die geschichts- und gesellschaftswissenschaftliche Kontextualisierung fehlt, muss der Historiker – oder Kulturwissenschaftler oder Soziologe – sich eingestehen, dass in seinen Begriffen des Sozialen fundamentale biologische Voraussetzungen menschlicher Wahrnehmungen und Verhaltensweisen außen vor bleiben. Ein wesentlicher Schritt zur Verständigung bestünde vielleicht in einer eindeutigen Abgrenzung der verschiedenen »Beschreibungssysteme«, deren Erkenntnisgrenzen auch auf neurowissenschaftlicher Seite bislang noch nicht entdeckt zu sein scheinen¹⁶⁴. Erst auf die Klarstellung von Inhalten und Ansprüchen folgt schließlich die Möglichkeit der Annäherung und wechselseitigen Ergänzung. Die Empfehlung zur Schaffung einer »mind science« reicht da zu kurz. Der Geisteswissenschaftler jedenfalls sieht sich schon vorweg ein wenig desillusioniert, wenn sich die »Geistwissenschaft« in der experimentellen Vereinigung von weitgehend unbewussten emotionalen und kognitiven Prozessen erschließt¹⁶⁵. Und eine Interdisziplinarität auf Zeit, die solange förderungswürdig erscheint, bis eines Tages die neuronalen Wege zum Ich-Bewusstsein, die Vernetzungen, die das Menschsein angeblich ausmachen, gefunden sein werden¹⁶⁶, erinnert den Historiker an den Determinismus vergangener Epochen.

¹⁶³ Zit. nach Niels Birbaumer und Robert E. Schmidt, *Biologische Psychologie*, 5., vollst. überarb. und erg. Aufl., Berlin [u.a.] 2003, Kap. 24: Plastizität, Lernen, Gedächtnis, S. 573; LeDoux, *Das Netz* (wie Anm. 48), S. 194 f., 210–212; Larry R. Squire, *Gedächtnis und Gehirnsysteme*. In: *Gehirn, Gedächtnis und Bewußtsein. Eine Reise zum Mittelpunkt des Menschseins*. Hrsg. von Steven Rose, Bergisch Gladbach 2000, S. 83–107, hier S. 93–96, 102–104.

¹⁶⁴ Wolf Singer, *Unser Menschenbild im Spannungsfeld von Selbsterfahrung und neurobiologischer Fremdbeschreibung*, Ulm 2003, bes. S. 11 f. (Zitat), 16–18; Wolf Singer, *Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung*, Frankfurt a.M. 2003, S. 24–34.

¹⁶⁵ LeDoux, *Das Netz* (wie Anm. 48), S. 43 f.; Zit. nach der Originalausg.: *The emotional brain. The mysterious underpinnings of emotional life*, New York 1996, S. 39.

¹⁶⁶ Singer, *Unser Menschenbild* (wie Anm. 164), bes. S. 23–26, 37.

Solches letztendlich immer noch monokausales Denken sollte nicht entmutigen. Kommunikation über den Krieg bedeutet Kommunikation über Gewalt¹⁶⁷. Gewalt aber hat viele Facetten. Nicht weniger als das Studium von Nervenbahnen vermag die Lektüre eines Kriegsmemoiristen Einblick in die Chancen zu geben, die in einer größeren Konkordanz von »Vernunft und Leidenschaft« liegen¹⁶⁸. Andere denken bereits weiter. Der Vorschlag für die Absteckung interdisziplinärer »Konvergenzfelder« zielt gewissermaßen auf eine umfassende Historisierung der Gedächtnis- und Gehirnentwicklungen, um von Beginn an, und nicht vom Endzustand des Autobiografen her, sämtliche Komponenten in »ein bio-psycho-soziales Entwicklungsmodell« einfließen zu lassen¹⁶⁹. Wenn es sich der Hirn- und Gedächtnisforscher zur Aufgabe macht, das Erfahren von Gewalt und Krieg als neurologische Prozesse zu untersuchen, dann bleibt es dem Historiker überlassen, dasselbe mit Blick auf kulturelle und soziale Prozesse zu tun. All dies gemeinsam besitzt offensichtlich Auswirkungen und prägt die Erinnerungen – und damit wiederum das Verhalten. Eine interdisziplinäre Synthese wenigstens, wenn schon nicht ein gemeinsames, transdisziplinäres Modell, bildete die Voraussetzung, um das Verstehen von biologischer und kultureller Evolution als zwei Seiten derselben Medaille voranzutreiben. Dann ließe sich wohl auch mit größeren Erfolgsaussichten der alles in ihren Bann ziehenden Frage nachgehen, wie weit die phylogenetische, ontogenetische und neuronale, die kulturelle und soziale Determinierung von Wahrnehmung und Verhalten reicht und ob der menschliche freie Wille, auf den ja niemand mit Blick auf die eigene Persönlichkeit wirklich verzichten wollte, tatsächlich nur eine nützliche Illusion oder nicht eher abhängig von wissenschaftspolitischen Konjunkturen ist. Auch hier können die existenziellen Erfahrungen unseres Memoiristen als Ansporn dienen. Seine Kriegserlebnisse lassen sich aus ihrem situativen Kontext und aus dem Bedingungsrahmen unbewusster Wahrnehmungs- und Verhaltenssteuerung ebensowenig herauslösen wie aus ihrem ideologischen Bezugsrahmen – auch wenn er Wert darauf legte.

Abstract

This paper is a case study on experiencing at war, the emerging and moulding of experience, and the reconstruction of memory. Georgii Benua, an officer of the Russian Empire, combated in World War I and the Russian Civil War; in 1920, he fled into exile. At the beginning of the 1960th, he re-emigrated to the Soviet Union. In various processes of remembering he »assimilates« his experience as victim and as perpetrator by resorting to specific interpretive patterns, in particular to »patriotism«. These interpretive patterns seem to legitimate the past and to reconcile him with the present but in fact remain inconsistent due to the existential nature of his

¹⁶⁷ Anne Lipp, Diskurs und Praxis. Militärgeschichte als Kulturgeschichte. In: Was ist Militärgeschichte? (wie Anm. 33), S. 211–227, hier S. 224–226.

¹⁶⁸ Zit. nach LeDoux, Das Netz (wie Anm. 48), S. 325 f.

¹⁶⁹ Harald Welzer, Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses – ein Thema für die Biographieforschung. In: Bios: Zeitschrift für Biographieforschung, oral history und Lebensverlaufsanalysen, 15 (2002), S. 163–168, hier S. 166 f.

(war) experience and the prevailing conflicting frameworks of remembering. However, at the level of individuals their effectiveness in terms of social integration and defining one's identity coincides with the capacity of human memory to provide orientation for the present. The study also advocates interdisciplinary approaches of humanities, social sciences and neurological sciences to the experience of war and violence and to the processes of remembering.

Opfer und Täter des NS-Regimes

Thomas Raithel

Die Strafanstalt Landsberg am Lech und der Spöttinger Friedhof (1944-1958)

2009 | X, 199 S. | zahlr. Abb., Tabellen

1 Faltkarte | Br. | ca. € 29,80

ISBN 978-3-486-58741-8

Eine Dokumentation im Auftrag des
Instituts für Zeitgeschichte

Nur wenige hundert Meter von einander entfernt liegen zwei besondere historische Orte der schrecklichsten Periode deutscher Zeitgeschichte: die Justizvollzugsanstalt Landsberg am Lech und der Spöttinger Friedhof, auf dem Opfer und Täter des NS-Regimes neben einander bestattet liegen. Bis Mitte 1945 wurden dort zahlreiche politische wie kriminelle Häftlinge der NS-Strafanstalt begraben, anschließend ein großer Teil der im US-amerikanischen War Criminal Prison Hingerichteten und Verstorbenen. Die Frage, wie mit den Gräbern umgegangen werden soll, hat bereits in den späten 1940er Jahren für öffentliche Konflikte gesorgt. Thomas Raithel fasst grundlegende Informationen über das Gefängnis und die Belegung des Friedhofs im Zeitraum von 1944 bis 1958 zusammen, stellt sie in ihre historischen Zusammenhänge und trägt damit dazu bei, die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Orten zu versachlichen.

150 Jahre
Wissen für die Zukunft
Oldenbourg Verlag

oldenbourg.de

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt:
verkauf@oldenbourg.de

Oldenbourg